

EE 8
Bemerkungen

auf einem

Ausflug nach Paris

im Jahre 1835

gemacht

von

Herrmann Schlegel,

Doct. der Philos., Conservator des königl. Niederländ. Museums, Mitglied
mehrerer gelehrten Gesellschaften.



Altenburg 1837.

Expedit. des Eremiten (Fr. Gleich).



89222

II

S e r r e n

K. G. K. Reinwardt,

Ritter des Niederl. Löwenordens, Professor an der
Universität zu Leiden &c.

Die vielen Beweise von Wohlwollen und Freundschaft, die Sie mir seit Jahren gegeben haben, ermuthigen mich, Ihnen die Schrift, welche ich heute dem Publikum übergebe, zu widmen. Es enthält dieselbe einige Bemerkungen, welche ich vor zwei Jahren auf meinem Ausflug nach Paris über verschiedne Gegenstände machte. Ursprünglich in Briefen an eine mir theure Person mitgetheilt, sind diese Bemerkungen als individuelle Eindrücke zu betrachten, welche ich, so wie sie entstanden, an dem Ort selbst niederschrieb. Die jedesmalige Stimmung, in welcher ich mich befand, möge den Ton und Styl meiner Schrift ent-

schuldigen; und sollte mich meine Laune zu weit geführt haben, so thue ich den vielen ausgezeichneten Männern Frankreichs, deren Verdienst ich sehr gut zu würdigen weiß, in Voraus Abbitte. Mögen Ihnen diese wenigen Zeilen zum Beweis dienen, wie glücklich ich mich schätze, Sie öffentlich meinen Gönner zu nennen.

Leiden, im Mai 1837.

Der Verfasser.

Anfang April.

Wir fahren die Maas hinab. — Dieselben Ursachen bringen überall dieselben Folgen hervor; der Seemann ist überall derselbe: kalt, in sich geschlossen, ruhig nachdenkend, kurz und energisch in Ausdruck und Handlung, gutherzig, freundschaftlich unter rohen Formen u. s. w.; aber auf wie verschiedene Weise ist nicht dieser allgemeine Charakter bei den Seeleuten der verschiedenen Nationen modificirt! Wir waren auf einem französischen Dampfschiff: es ist klein, schwer beladen, eng; statt der Reinlichkeit der holländischen Schiffe, überall Schmutz; statt der Eleganz und Pracht der englischen Fahrzeuge, Unbequemlichkeit. Der holländische Seemann vollbringt seine Arbeiten mit nüchternem Nachdenken; der Engländer mit kalter Ruhe und Stolz; der Franzose läuft, rennt, flucht, schreit, und erst, als das Schiff, statt in den Hafen zu laufen, auf eine Sandbank rannte, schien die Suade dieser unruhigen Geister zu versiegen.

Dünkirchen.

Dünkirchen ist eine hübsche Stadt, aber die schnurgeraden Straßen und die oben geschweiften Fenster geben ihr ein etwas trauriges und einförmiges Ansehen. — Man versteht und spricht hier und bis Calais noch immer flamändisch, obgleich das Französische die Hauptsprache ist. — Die Ansicht von der Terrasse des 250 Fuß hohen Thurms ist trefflich: einerseits erstreckt sie sich über das weite Meer, andererseits über lachende Gefilde bis Ostende, Ypern, St. Omer und Calais. Nur aus der Ferne dämmern grauviolette Berge her; denn rund herum ist das Land flach und mit unzähligen Feldern oder grünen Fluren durchschnitten, zwischen welchen sich von allen Seiten unzählige einzeln stehende weiße Häuschen erheben. — Die Hauptkirche ist groß und schön; ihre Fassade im korinthischen Styl prächtig und kolossal; das Giebelfeld schmückt eine steinerne Sonne, aus deren massiven Strahlen dickwangenige Engelköpfe hervorgucken. — Der Hafen bildet einen ungemein langen und schmalen Canal, auf beiden Seiten, der ganzen Länge nach, durch mächtige hölzerne Gerüste, die Setés, beschützt. Zur Zeit der Ebbe läuft fast alles Wasser ab, so daß die Schiffe entweder im Trocknen oder im Schlamm liegen. —

Der Büste Jean Baerts hatte man das Winterkleid noch nicht abgenommen, obschon die Bäume rund herum anfangen sich mit Frühlingsgrün zu bedecken.

Calais.

Der Hafen ist wie der von Dünkirchen durch zwei lange Jetées beschützt, von deren vordern Terrasse man die Küsten Englands wie einen blauen Streifen am untern Horizont erblickt. Wie manche Erinnerungen knüpfen sich an diese Stadt, den ewigen Zapfenpfahl Englands und Frankreichs. — Man glaubt sich sowohl hier als den ganzen Weg bis Boulogne, und vorzüglich in dieser Stadt selbst, in England zu befinden: man sieht mehr Engländer als Franzosen; fast Jedermann spricht englisch, alle Firmas und die meisten Annoncen sind im Englischen abgefaßt; aber die Wirthe schreiben französische Rechnungen nach dem englischen Preiscourant.

Boulogne.

Boulogne ist viel hübscher als Calais, und ungemein lebhaft und reinlich. Es liegt zwischen den sanften Hügeln, über welche uns unser Weg fortwährend

bis Abbéville führte, und die sich nordwärts bei Calais verlieren. Die gewundenen Schichten der sie bildenden Formation geben jenen Hügeln ein wellenförmiges Ansehen. Schon vom Wagen aus sah man an den vielen elliptischen Feuersteinen, in sandhaltige Kreide gehüllt, auf welchem Terrain man sich befindet. Gegen Abend passirten wir Montreuil, was auf einer ziemlich hohen Anhöhe liegt und befestigt ist wie Dünkirchen, Gravelines, Calais und Boulogne.

Man kann nicht läugnen, daß die Franzosen ein liebenswürdiges und höchst interessantes Volk sind. Welche Lebhaftigkeit in allen Bewegungen, welches Feuer in den brauneten Augen: eine nie versiegende Fröhlichkeit belebt alle ihre Handlungen; ihre Sprache ist bis in die nichtsagendsten Kleinigkeiten mit Epigrammen und Impromptus, welche ihr geistreiches Wesen ihnen nie versagt, gewürzt. Der Bettler, der Soldat, die Fischfrau, die Hökerin: alle bauen ihre Phrasen mit einer Zierlichkeit, sprechen sie gut und mit Energie aus, und stehen hierin unendlich höher als der gemeine Mann bei uns. Aber schon eine kurze Erfahrung reicht hin, sich zu überzeugen, daß sich dieses gebildete Wesen gewöhnlich bloß auf die Form beschränkt, und daß der Kern sich selten dem Außern ähnlich zeigt. So viel ist gewiß, daß hier der gemeine

Mann mehr als irgendwo, wenn er Höheren gegenübersteht, sich des Gefühls seiner eignen Würde bewußt ist. Es wird nicht nöthig sein, zu erwähnen, daß das civilisirte Wesen der Franzosen auch manchmal in Affectation und Ziererei ausartet.

Die französischen Landstraßen wimmeln von Bettlern, die den Wagen oft viertelstundenlang verfolgen, und durch allerhand Kunststücke, durch Ueberreichen von Blumen, Früchten u. das Mitleiden des Reisenden zu erwecken suchen. Man kann sich kaum erwehren, diesem freundlichen Völkchen fortwährend zu geben, obgleich dieß nur dazu beiträgt, sie lästiger zu machen. —

Abbeville.

In Abbeville zogen uns die reichen Vögelsammlungen der Herren La Motte und Baillon mehr an, als die asymmetrisch gebaute und mit bizarren Verzierungen überladene gothische Kirche. Jene Herren studiren mit besonderm Eifer die Vögel Europa's, und die Suite jeder Art nach Alter und Geschlecht machen ihre Cabinette eben so schön als instructiv. La Motte ist reich, reist viel und hat seinem Museum ein eigenes Gebäude im Garten gewidmet.

Wir nahmen nun von der See und den Plätzen, wo sich Cäsar und William, die Unterjocher Englands, einschifften, Abschied, und fuhren, oft an schönen Kreidebrüchen vorbei, über Beauvais der Weltstadt entgegen. Als wir des Morgens früh erwachten, befanden wir uns an dem Ufer der Dise und in der tertiären Formation des Beckens von Paris. Jetzt wurde die Gegend anmuthiger; zahlreichere Gehölze, (denn Wälder habe ich in Frankreich noch nicht gesehen,) zogen sich an den Bergen dahin, und die Frucht bäume, welche hier und dort die einförmigen Felder auf den kahlen Rücken der Hügel der Kreideformation unterbrachen, verschwanden. Frankreich ist überall bebaut, aber der Theil, welchen wir berührten, ist nur schön, aus Ueberzeugung des Nutzens wegen, aber ästhetisch schön ist er nicht. Wir gelangten endlich Morgens um zehn Uhr in Paris an, nachdem sich schon von St. Denis an die Nähe der Hauptstadt durch die Masse zerstreuter Häuser in der Umgegend, und durch das Gewühl auf der ungemein breiten und schönen Chaussee verrieth. —

Paris.

Der erste Eintritt in eine große Stadt wirkt betäubend. Ich bin 5 Stunden hier, und noch dreht mir der Kopf. Ich sah die Tuilerien mit den schönen Gärten, wo schon vollkommen der Frühling herrscht, die Boulevards, die place Vendôme mit der Colonne Napoleons, die Madeleine u., und sah nichts. — Vielleicht sehe ich mehr, wenn ich geschlafen habe. —

Das Centrum von Paris besteht fast ganz aus prächtigen, schnurgeraden, palastähnlichen Häusern, aber das Ganze verliert viel an Eindruck wegen der Enge der meisten Straßen; denn die Breitedimensionen der rue royale, der rue de la paix u. gehören unter die Ausnahmen.

Man macht sich gewöhnlich einen ganz falschen Begriff von den Boulevards, welche zusammen nichts als eine ungemein breite Straße, die die Stadt von den Vorstädten trennt, sind; diese Straße zieht sich bogenförmig um Erstere hin, und besteht aus einer Chaussee, auf beiden Seiten durch breite Trottoirs begrenzt, welche von einer doppelten Allee Bäumen beschattet sind. Das bunte Gewühl der Spaziergänger, welche sich zu Hunderten zwischen den mannich-

faltigen Fuhrwerken dahin drängen, giebt ein eben so mannichfaltiges, als reizendes Schauspiel ab. Vorzüglich nehmen sich des Abends die grünen, rothen oder blauen Laternen der Omnibus ganz hübsch aus. —

Das Palais royal übertrifft bei weitem alles, was man sich nach Beschreibungen davon vorstellen kann. Man denke sich eine Fläche in Form eines Parallelogramms, dessen kürzere Seiten mehrere hundert Fuß lang sind: 3 Doppelalleen von Bäumen durchschneiden diese Fläche der Länge nach; in der Mitte ist eine Art Garten und ein Springbrunnen; umgeben aber wird sie von einem Pallast, dessen obere Stockwerke Restaurateurs, Lesekabinette u. enthalten, das untere aber rundum aus einer Säulenhalle besteht, an deren innerer Seite sich zahllose Läden an einander reihen. Hier ist der Stapelplatz aller nur erdenklichen Kunstprodukte, oder was sonst nur zum Vergnügen oder Nutzen der zahllos unter dem Schutz der Säulengänge herumschlen- dernder Müßiggänger dienen kann. Man findet hier alles vom Buch-, Karten- und Kunsthändler zum Zuckerbäcker, Restaurateur und Kaffeehaus, vom Schuhmacher zum Juwelier, vom Schneider zum Antiquar und Heraldiker. Die kostbarsten Arbeiten, wie kolossale, silberne oder goldene Vasen in erhabener Arbeit u. s. w., sind hier mit einer Pracht und Profusion

aufgestellt, die das Auge blenden, was sich durch die Illusion, welche die vielfachen Gaslampen und Spiegelwände noch erhöhen, in eine Feenwelt versetzt zu sein glaubt. — Oft sind diese Säulengänge doppelt und bilden kleine Marktplätze; verläßt man sie, so kommt man auf einen andern Platz des Palais royal, der wohl rund herum mit Läden verziert ist, aber nicht wie jener, Alleen enthält, unter deren Schatten Tausende von Zuschauern sitzen, und das ewige Schauspiel einer Messe vor Augen haben. Aber nicht das Palais royal allein wird von Läden eingenommen; auch die zahlreichen Passagen oder Percées: hohe, oben gewölbte und mit Glas verdeckte Durchgänge sind es, welche zu beiden Seiten eine unübersehbare Reihe von Läden befassen, und welche vorzüglich bei regnerischem Wetter einen trocknen Spaziergang abgeben. Zuweilen durchkreuzen sich jene Gänge, oder schließen sich zirkelförmig um einen größern Raum, um auf diese Weise kleine Märkte, oder, wie man sie auch nennt, Bazare zu bilden. Bedenkt man nun noch, daß im Centrum von Paris selbst die untern Stockwerke der meisten Häuser von Läden eingenommen werden, daß die Miethe derselben sehr hoch ist, und daß man unter den vielen tausend Zuschauern nur höchst selten einen Käufer sieht, so muß man sich

in der That wundern, wie diese Menge Kaufleute auch nur kurze Zeit bestehen können.

Die Franzosen sind ein nüchternes Volk; der Wein wird nie als Merum, sondern mit Wasser verdünnt, getrunken; daher werden auch nie Wein-, sondern nur Biergläser aufgesetzt. — Der Franzose thut alles mit Grace: er sagt Insolenzen mit Grace, und hört sie mit Grace an; er ist fröhlich mit Grace, und ennuyirt sich mit Grace; er bittelt mit Grace, und empfiehlt sich mit Grace, wenn seine Versuche, etwas zu erhalten, fruchtlos ausfielen. Die Franzosen sind im Allgemeinen ein kleines, unansehnliches, garstiges Volk, was mehr nach Eleganz im Aeußern und Leichtigkeit in den Manieren, als nach Würde und Anstand strebt.

Ich habe nun Gelegenheit gehabt, verschiedene Corps der französischen Truppen zu sehen; aber das ist die Armee von Napoleon nicht mehr: fast lauter kleine, unansehnliche Leute, höchst mittelmäßig und, der Deconomie wegen, höchst bunt gekleidet; wenig Sorge, um sich im Aeußern reinlich zu erhalten und überhaupt jenen Anstand und Adel zu zeigen, die jedem Soldaten unter Napoleon, seiner eigenen Würde bewußt und stolz auf die Thaten der großen Armee, die Brust mit Muth erfüllte und ihn zum Helden erhob.

Es ist nichts Seltenes, Officiere, selbst der Garde, mit kurzen, schmutzigen Pfeifenstummeln im Munde durch die noch schmutzigeren Gassen dampfen zu sehen. Die ganze Armee hat jetzt rothe Hosen, blaue oder graue Röcke mit rothen Epauletten; selbst Canciers und Jäger nicht ausgenommen.

Die vielen prächtigen Gebäude, Paläste, Tempel, Denkmäler der Kunst u., mit denen Paris geschmückt ist, würden weit mehr imponiren, wenn man, wenigstens zu Pechtern, ein anderes Material als den Kalkstein der tertiären Formation anwendete. Jedes Stück Stein nimmt nach den verschiedenen Einwirkungen der Atmosphärilien eine verschiedene Farbe an, so daß alle Fugen schon von weitem in's Auge fallen, und die Säulen quervergingelt erscheinen; eine kleine Reihe von Jahren reicht hin, den Stein selbst grau und fleckig zu machen, und ehe ein kurzes Menschenleben abläuft, zeigen diese kolossalen Monumente des menschlichen Geistes schon die Spuren der Vergänglichkeit, und, jenen düstern, berauchten Ruinen des Mittelalters gleich, erinnern sie den Menschen an den ewigen Wechsel der Dinge, an seine eigene Nichtigkeit, und rücken ihm nur zu wahr das Bild der Vernichtung vor die Seele. — Man kann nicht zurückkommen von den prächtigen Gärten und Palä-

sten. Welcher Anblick vom Platze aus, wo die schreckliche Guillotine stand, und der Kopf des unglücklichen Louis XVI. fiel. Rund herum Gärten und Alleen mit Statuen, Fontainen, Blumenbeeten, die sich einerseits in den Champs élysées gegen den Arc de l'étoile, der das Ganze von einer leichten Anhöhe herab beherrscht, verlieren, andererseits sich bis an den Seitenflügel der Tuileries ausbreiten. Vorwärts stößt das Auge auf die erhabene Fassade des Garde-meuble, und schweift die breite rue royale hinab, deren Hintergrund mit der Kirche la Madeleine, einem schönen Tempel im antiken, höchst einfachen Styl, beschloss'n wird. Hinter sich endlich sieht man die Seine fließen, an deren jenseitigem Ufer ein anderer tempelähnlicher Palast, die Deputirtenkammer, steht, zu dem die schmale Brücke de la Concorde mit den Statuen der zwölf großen Männer führt. — Schade, daß dieser Total-eindruck sehr durch das düstere Ansehen der Gebäude geschmälert wird: noch mehr Schade, daß bei einer genauen Analyse viele jener Monumente auch die oberflächlichste Kritik nicht bestehen können. Die place de la Concorde oder Louis XV. selbst liegt brach wie eine Wüste, gleichsam zur Erinnerung an die blutigen Begebenheiten, deren diese Stelle Zeuge war: in den Gärten der Tuileries schaut überall der sym-

metrische Geist des unsterblichen Le-Nôtre hindurch; der Arc de l'étoile imponirt durch seine Massen; die Tuilerien von hier aus sinken ihm gegenüber in Nichts zurück; die Madeleine erfüllt das Herz mit jenen heitern, hohen Gefühlen, die nur das classische Alterthum hervorrufen kann, und die dem schauerlich-mystischen, aber großen Eindruck, den die Gebäude aus der romantischen Zeit machen, gerade gegenüberstehen; am Palast le Garde-meuble ist weniger auszusagen, als an den Tuilerien, welche wieder dem Palais des députés vorzuziehen sind, dessen kolossale Säulenkapitälé dem Ganzen wenig zusagen. Die Statuen auf dem Pont de la Concorde können in mehr als einer Hinsicht nicht mit den Sculpturen der classischen Zeit verglichen werden; indessen muß man gestehen, daß sich die Franzosen auf einen leichten und eleganten Faltenwurf verstehen: aber die Attituden ihrer Statuen sind leider nach modernen Theaterhelden studirt. Auf allen Arbeiten von Bronze, Porzellan u., auf Uhren oder sonstigen Verzierungen sieht man diese widrigen Bilder der verrenkten menschlichen Natur prangen. — Der athenische Künstler studirte seinen Typus nach einem Leib, der sich dem Leichten einer geräumigfaltigen Toga enthüllte, und vor ihn trat, als überreichte ihm Mutter Natur selbst das schönste

ihrer Produkte: einmal vertraut mit der Wahrheit, erkannte der Künstler alsbald den Sitz des Adels; er idealisirte die Formen, je nachdem er irgend einen abstracten Begriff ausdrücken wollte; er verschönerte sogar die Natur, wenn dieß zu sagen erlaubt ist, indem er das Edle übernatürlich hervorhob; und so schuf er Bilder von Heroen und wagte sich selbst zu dem kühnen Gedanken, seinen Göttern Menschengestalt zu leihen. — Dem französischen Künstler dient eine Grisetten zum Modell; die Taglioni, die Mars, Talma und Firmin liefern ihm die Attituden; die Reunionen pariser Stutzer, die Gruppen; Leiber, durch Schnürbrüste und enge Schuhe verdorben, die Formen; Gesichter durch Koketterie und eine bizarre Sucht nach dem Neuen verschraubt den Ausdruck. — Doch zurück zu den französischen Monumenten. Ein Mensch kann eine schöne Nase, schöne Füße, einen schönen Mund, ja selbst alle Theile schön und wohl proportionirt haben, und dennoch selbst im Ganzen genommen garstig sein; denn es fehlt die Harmonie. Beim Vortragen eines Musikstückes, beim Verfertigen eines Gemäldes, ist die Harmonie die erste Bedingung zur Vollkommenheit, warum nicht auch bei Aufführung eines Gebäudes, beim Aufstellen von Kunstwerken und beim Aufrichten verschiedener Gebäude unter der-

selben Gesichtslinie? Daher können die Tuilerien, von verschiedenen Meistern in eben so verschiedenem Geschmack aufgeführt, nie einen ästhetischen Eindruck machen: daher scheinen die kolossalen Duodecimvire mit ihren plumpen Fußgestellen den pont de la Concorde zu erdrücken; daher verliert sich der Arc du Caroussel gänzlich auf dem geräumigen Hof der Tuilerien, daher nehmen die gegenüberstehenden Ruinen allen Eindruck, welchen der kolossale Palast machte, wieder weg.

Der jetzt herrschende Geschmack ist der bunte, schnörkliche aus dem Jahrhundert der Perrücken, Reifstöcke und beschnittenen Bäume. Die Franzosen nennen ihn in allem Ernst den der renaissance, vielleicht im Gegensatz zu dem der renaissance in den Zeiten des François I., welchen man dann wohl den der *décadence* nennen muß.

Die Franzosen sind eine große Nation, vorzüglich aus zwei Gründen, 1) weil sie eine große (zahlreiche) Nation sind, und 2) weil ein Punkt des großen Reiches, Paris, ihre Größe befaßt: Paris ist Frankreich.

Ich komme wieder einmal von den düstern Palästen zurück. Warum man doch den Kalkstein nicht mit einer dünnen Lage Gyps oder irgend einem Pigment übertüncht! Die Alten verschönerten ja au

diese Weise selbst den Marmor ihrer Statuen, und Canova unterließ nicht, zuweilen ihrem Beispiele zu folgen; ein Verfahren, was sich doch wohl viel eher in der Architektur, als in der Sculptur entschuldigen läßt. —

Es giebt hier viele Schulen, Pensionats und überhaupt Erziehungsanstalten. In der Avenue de Neuilly z. B. fand ich an mehreren neben einander stehenden Häusern folgende Firmen: *Institution anglaise, Pension de jeunes Demoiselles, M. N. vétérinaire, prend animaux malades en pension; pensionat de Chiens non malades etc.*

Der Geschmack der Franzosen an Verzierungen spricht sich an ihren Bauten und in allem aus. Ihre Theater, ihre Arcs, selbst die tempelähnlichen Gebäude im antiken Styl, wie die Börse u., sind damit bunt und bis zum Ekel überladen. Man wird leicht erathen, daß die Franzosen aus denselben Gründen die korinthische Säule allen andern vorziehen, die im gemengten Styl sind seltener, die beiden andern einfachen Ordnungen fast gar nicht anzutreffen. Die *Madelaine* und die Börse bleiben doch am Ende die schönsten Gebäude in Paris; denn hierbei ist man am

wenigsten von den Modellen des Alterthums abgewichen.

Ich habe Mlle. Mars gesehen, und habe sie im Tartüfe gesehen. Das Théâtre français ist nicht groß, fast so breit als lang, sehr hoch, denn man zählt sieben Galerien, wovon die erste und sechste etwas im Hintergrunde, kaum einige Fuß über die andern hervorragen, mit Schnörkeln, Gold und Purpur überladen, und besetzt wohl kaum 1800 Menschen. — Dieses Theater besitzt mehrere vortreffliche Komiker, aber die Zeiten der Garrik und Wurm sind vorbei. Mlle. Mars entspricht in vielen Hinsichten den Forderungen, die man an große Schauspieler macht: sie spricht langsam und deutlich; ihre Haltung ist einfach und ungezwungen, und weder das Alter, noch ihre vielen glänzenden Siege, die sie auf dem Theater, in der großen Armee und über die Verbündeten errang, haben ihr jene Naivetät, Grazie und Anmuth rauben können, die wohl ihr vorzüglichstes Verdienst ausmachen. — Der französische Schauspieler ist nicht Mimiker, und seine klappernden Verse zerreißen jede Leidenschaft in Fetzen, welche der Zug ihrer glänzenden Declamation nicht wieder zusammenzufügen vermag. —

Auf den Straßen von Paris trifft man Alles an, außer Bettlern und Priestern.

Je länger man in Paris ist, je mehr sieht man ein, daß der hiesige Kalkstein durchaus nicht zur Sculptur geeignet ist. Es würde doch wohl so viel nicht kosten, wenn man Marmor zu Statuen, Verzierungen, und selbst zu den Capitälén der Säulen kommen ließe, und dann die Gebäude selbst mit einer ähnlichen Farbe über-tünchte.

Zwischen Sonn- und Wochentag ist hier kein Unterschied. Alle Läden bleiben des Sonntags offen; man spielt zu allen Stunden Billard; wenn man Handwerke ausübt, so thut man dies öffentlich, am Sonntag wie in der Woche, und das Gouvernement selbst läßt die Bauarbeiten des Sonntags nicht unterbrechen. —

Auf der Ile de la cité, nahe beim Pont St. Michel, steht ein kleines Gebäude, die Morgue genannt; das Innere ist durch ein Gitter in zwei Räume getrennt. Die Menge lockte mich in den ersten Raum: von hier aus sah man durch das Gitterwerk die Cadaver von Ertrunkenen; über ihnen ihre Kleider. Wer die Todten erkennt, kann sie holen lassen, aber Niemand wollte sich der fürchterlich entstellten Unglücklichen, welche man nur mit Ekel ansehen konnte, annehmen. —

Man malt hier viel al Fresco, das heißt, Firmen

auf die Häuser, ich habe Buchstaben von zwei bis drei Fuß Höhe gesehen. Ueberhaupt ist Paris ganz mit Affichen in allen Farben und in allen Charakteren beklebt; ja das Gouvernement hat überall Säulen zu diesem Zweck errichten lassen. Man läßt auch die Titel oder Namen der Kaufwaaren auf schmale Streifen drucken, oder schneidet die Affichen aus und beklebt damit die Fenster der Läden auf eine höchst bunte, aber geschmackvolle Weise. — Auf der kleinen Place des Victoires scheinen die Menge Firmen der zirkelförmig um die Statue Ludwigs XIV. gereihten Häuser jeden Augenblick auf Vektore herabzustürzen. —

Ninive hatte seine schwebenden Gärten; Paris hat schwimmende Bäder und Waschhäuser, die zwischen den zahllosen Holz- und Kohlenschiffen auf der Seine bunt hervorragen. —

Man kocht hier mit Holzkohle, aus dünnen Klöppeln gebrannt; man heizt mit kleinen Holzscheiten, auf das Kamin gestapelt. —

Das Bureau der Diligencen bildet eine kleine Stadt für sich selbst. Von der Mitte des Hofes des großen Gebäudes aus kann man mit einem Blick an der Hauptfirme, die jedes Bureau trägt, sehen, welches die Hauptpunkte der Communication mit den

Grenzorten des Reiches find. Tritt man näher, so zeigt eine kleinere Firma die lange Reihe Namen derjenigen Städte, welche auf einem gewissen Cours liegen; die Mittelthüre ist die des Bureau; links das *Magasin d'arrivé*, rechts das *du départ*. Das Bureau selbst ist in eine Menge kleinere Bureaux abgetheilt, wovon jedem Commis ein gewisser Distrikt angewiesen ist: so kann sich der Fremde, ohne zu fragen, augenblicklich zurecht finden. Die Diligencen werden unter dem allgemeinen Namen *Messagerien* begriffen; aber der wechselsüchtige Geist der Franzosen hat auch den armen Wagen, wie allen Dingen, eine Menge verschiedener Namen beigelegt, wie z. B. *Toulousiennes*, nach ihrem Unternehmer *Toulouse* u. — Eine französische *Messagerie* ist ein kolossaler, schön und stark gebauter Wagen, der oben beladen wird, und hier mit dem thronähnlichen Sitz des *Conducteurs*, in welchem noch fünf Personen Platz haben, versehen ist; von hier aus hemmt man durch eine eigene Einrichtung den Wagen, mittelst eines Druckes, ein, und hält ihn plötzlich im schnellsten Lauf, einer Abhöhe hinab, auf. Der Wagen enthält drei Abtheilungen: 1) *Le Coupé*, für drei Personen, der theuerste Platz; 2) *L'intérieur*, für sechs Personen; 3) *La Rotonde*, der wohlfeilste Platz, ebenfalls für sechs

Personen. — Die stehenden Miethwagen in Paris sind entweder Cabriolets oder gewöhnlich Kutschen mit vier Rädern und zwei Pferden, welche den alten Namen, *Fiacre*, oft mit den modernern und pompösen: *Cittadine*, *Française*, *Delta* u. vertauschen. Außerdem fahren eine Menge Wagen in allen Richtungen durch die Stadt, regelmäßig einen gewissen Cours hin und wieder zurücklegend: dieses sind die *Omnibus* — kleine niedrige längliche Diligencen, deren einziger, innerer Raum rundum mit Bänken versehen ist, und bis funfzehn Menschen befaßt. Der immer offene Eingang ist hinten; hier steht auch der *Conducteur*; ein Wink mit dem Finger, und der Kutscher hält entweder von selbst oder auf ein Zeichen des *Conducteurs* an; man springt in den Wagen, bezahlt sechs *Sous* auf den Schlag des *Indicateurs*, (einer Glasscheibe mit Ziffern, worauf der Zeiger die Zahl der jeden Cours machenden Reisenden anzeigt); und man steigt wieder aus, wo man will, um seinen Weg weiter fortzusetzen. Diese *Omnibus* nehmen verschiedene Namen nach den Richtungen der Straßen, die sie befahren, an, und heißen dann *Orléanaises*, *Favorites*, *Dames blanches*, *Fricycles*, *Béarnaises*, *Batiglonaisses*, *Cittadines* u. s. w.; obgleich alle diese Fuhrwerke in nichts

als höchstens in der Farbe von einander verschieden sind. —

Die Cafés sind Anstalten, in welchen man, außer Kaffee, fast alle andern Getränke bekommen kann; oft auch sind sie zugleich Restaurationen. Hier wird Alles angewendet, um die Sinne zu blenden und den Menschen in jene verführerische Stimmung zu bringen, wo die Börse über seinen Verstand herrscht. Die Menge kleiner marmorner Tischchen, die Spiegelwände, die kostbaren silbernen Geräthe, die sammtnen Stühle, Vorhänge von rother Seide &c. sind bald in langen Sälen, wie im Café français, symmetrisch geordnet, bald in kleinen dreieckigen Piecen, die labyrinthartig mit einander communiciren, vertheilt, so daß Jedem sein theures Ich, wohin er auch blickt, ins Auge fällt, und jedes Zimmer überall die größte Mannichfaltigkeit zeigt, obgleich nur von einer einzigen Scene entlehnt. Man trinkt zum Frühstücke gewöhnlich eine Tasse Café au lait, wozu man eine längliche Semmel bekommt; nach Tische aber eine halbe Tasse mit Rum. Dieses würde sehr nüchtern scheinen, wenn man dabei zu bemerken vergißt, daß man sowohl Tasse als Untertasse vollschenkt, daß die halben Cyliindertassen hier größer als unsere gewöhnlichen Tassen sind, und daß, um hyperbolisch zu spre-

chen, unsere Tassen sich ungefähr zu den Pariser ganzen Tassen, wie diese zu einem Eimer verhalten. Dasselbe gilt von der Dicke, und man kann sich oft des Gedankens nicht erwehren, daß man aus Pommadeköpfen trinkt. —

Séance de l'Institut: Der Saal ist klein, rund herum mit Portraits von großen Akademikern, wie Lavoisier, Barthélemy, Fénélon, Voltaire, Montesquieu &c.; mit einigen Büsten in den Ecken (Cuvier, Laplace &c.) und in Nischen in der Mitte mit den Statuen von Racine und Molière verziert. Rund um die Stühle der Mitglieder reihen sich die Bänke der Zuhörer. Nachdem der Secretair Rechenschaft abgelegt hatte, lasen Dutrochet und Geoffroy ihre Memoiren vor; letzterer eine Abhandlung, betitelt: *la théorie de la lumière expliquée par la loi du soi pour soi*. Viele der jetzigen Franzosen hängen bis in ihre wissenschaftlichen Arbeiten, einer Art deutscher Naturphilosophie an, die ihre Schriften noch unverständlicher macht, als die der Deutschen: denn das Französische ist kein Deutsch, und die Köpfe der Franzosen keine deutschen Köpfe. In einer Sitzung des französischen Instituts liest man, schreibt man, plaudert man, lacht man, läuft man herum: es ist eine wahre Schule.

ähnlich einer Judenschule oder lieber einer Kinderschule; aber es sind große Kinder, welche laufen, lachen, schwagen und disputiren. —

Théâtre français: Cinna — Amphytrion.

Die erste Bedingung, um französischer Schauspieler zu werden, ist eine reine und schöne Aussprache; die zweite, glänzende Declamation. Declamation ist sehr entfernt vom Conversationsstyl, der doch eigentlich der einzig natürliche auf dem Theater ist. Declamation ist monoton, die französischen Verse sind monoton: um daher Varietät in sein Spiel zu bringen, muß der französische Schauspieler die Verse zerstückeln, manchmal schnell hersagen, und manchmal durch den Pathos der Worte aufschwellen. Mimik ist dem französischen Schauspieler fremd, aber der Franzose fühlt, daß ohne sie, das Trauerspiel wenigstens, nicht bestehen kann. Talma hat die Mimik auf den französischen Boden verpflanzt; aber es ist eine Pflanze, die seit seinem Tode nur Auswüchse hervorbringt. Talma hat die englische Kunst ins Französische übersezt; aber der Franzose will nicht bekennen, welche Mutter einen Talma, einen Poussin, einen Cuvier erzog. — Der Amphytrion wurde eben so vortrefflich gegeben, als Cinna schlecht. — Raum 3 — 400 Menschen im Theater. —

Besucht man nicht die Boulevards von drei bis vier Uhr des Nachmittags, des Sonntags die Champs élysées, oder das Bois de Boulogne, so würde man glauben, daß in Paris gar keine große Welt bestehe. Die sogenannten Sommitäten bekommt aber nur der Eingeweihte zu sehen.

Herr Fétis, Director des Conservatoriums, giebt alle Jahre ein großes historisches Concert im Théâtre italien. Dieses Concert hat mir ungemein viel Genuß verschafft. Es war eigentlich ein theoretisches Concert, ein wahres musikalisches Collegium, betitelt: *les progrès de la mélodie et de l'harmonie dans le 16^e et le 17^e siècle*. Herr Fétis hielt als Einleitung eine Rede über den Charakter der Harmonie und der Melodie in jenen Zeiten. Die Franzosen haben aber zu viel Quecksilber im Leibe, um ruhig zu seyn, und wenn auch nur fünf Minuten lang, still zu sitzen: eine fortwährende Unruhe unterbricht den Redner; geschieht ein Fehler, so wird er laut gerügt, und Herr Fétis selbst ließ, als ein Stück nicht gut ging, ohne Weiteres aufhören und wieder von vorn anfangen. — Das Concert war in drei Sectionen vertheilt, 1) Kirchenmusik, 2) Concertmusik, 3) Tanzmusik. Im ersten Theil hörten wir die schönen vierstimmigen Chöre aus dem Dra-

torium la Reppresentazione di animo e di corpo von Emilio del Cavaliere, welche man vor den Heiligenbildern, vom 15. Jahrhundert an, sang. And. c. moto $\frac{3}{4}$; schöne Echo von piano und forte; ferner das Ave Maria, sechsstimmig von Gombert aus den Zeiten Carls V., in demselben Tempo, liebe Mollaccorde, schnelle Abwechselung des Piano und Forte, concertandos, morendos etc.; ferner eine vierstimmige Antienne von Palestrina: and. $\frac{3}{4}$, feierlich fugenartig: ein schmachtendes Kirchenlied von Stradella mit Accomp. von Alten und Violoncellen u. s. w. Bei jedem Stück sagte Herr Fétis etwas über den Urheber desselben, und fügte zuweilen eine Anekdote hinzu. Die Concertmusik jener Zeiten hat durchaus nicht das Feierlich-mystische der Kirchenmusik, sondern trägt nur zu deutliche Spuren eines verdrehten Geschmacks, oder zeichnet sich durch pikante Wendungen aus; bewundert wurde der Dialogue sentimental für Saiteninstrumente von Schutz (1605 componirt). Die Tanzmusik jener Zeiten ist einförmig, voll Schnörkel, manchmal süßlich, oft Gemeinplatz, und ähnelt der, welche die Landbewohner improvisiren. Herr Fétis ist ein ziemlich großer, nicht sehr corpulenter Mann, mit einem breiten, zusammen gedrückten Gesicht, der höchst einfach in allen

Handlungen ist, voll Feuer für seine Kunst, eifrig, aber dennoch trocken, und in dessen Wesen sich mehr Gelehrsamkeit als Genialität ausdrückt.

Die 18. und letzte Vorstellung der *Tuive* war eben so besucht wie die erste, und man konnte nur mit Mühe Platz bekommen. Der Text ist von Scribe, Musik von Halévy, Professor des Conservatoriums. Diese neue Oper wurde zum ersten Mal im Februar gegeben: sie macht Furore beim Haufen, und ist geeignet Furore zu machen; selbst mir würde das Stück gefallen, wenn nur keine Musik dabei wäre. — Die *Académie royal de Musique* ist ein großer, prächtiger, goldner und purpurner Opernsaal; das Orchester stützt sich auf zwanzig Bässe; die Chöre sind oft 100 bis 150 Personen stark, und leicht finden einige hundert Statisten, worunter ein Duzend Berittene, auf der großen Bühne Platz. Gute Sänger, Mourrit, Evassieur u., an der Spitze. — Die *Tuive* übertrifft alle vorhergehenden Opern durch die Pracht der Vorstellung, durch glänzende unerwartete Effecte, durch piquante Wendungen, Einfälle und Surprisen, durch die Neuigkeit der Scenen: es ist eine historische Vorstellung, dramatisirt, mit Balletten und Processionen und allem sonst denkbaren Spectakel, dessen Glanz selbst Kunstreiter erhöhen, und dem nur

Seiltänzer fehlen. Es ist ein wahres *Chef d'oeuvre* der neuesten Kunst, ein *hors d'oeuvre* im Sinn der ältern: ein Stück, was sich in gerader Richtung mit Robert, Gustave u. von dem wahren Zweck der Oper entfernt. Es vereinigt alle Bedingungen des neuen Geschmacks: statt *Duverture*, vor jedem Act eine Art *Introduction*, alle *Dialogue recitatif*; Orgelklang, Glockengeläute, Pferdegetümmel und alles des großen Spectakels, was so magisch auf die Menge wirkt, mehr. Man applaudirt jetzt nicht mehr eine gut vortragene Gesangparthie, sondern *Costüme*, *Decorations* und die *Scenerie*. Die *Einleitung* ist kurz: $\frac{2}{4}$ *Allegro piano*; plötzlicher *Effectschlag* von Pauken und Trompeten. Erster Act, das Aeußere einer gothischen Kirche: Orgelsang, Kirchenmusik, Chor, *Recitativ*, *Dialoge* mit *concertandirendem* Orchester; Chorfragment, Orgeleinfallen, wieder Chor, plötzlich *Tanitscharenmusik*. Jude und Tochter aus Kirche: *Recitativ*, *Cardinal* *Baßarie* mit rauschender *concertirender* Begleitung des Orchesters; Rachel und Chor fallen auf Triller ein; etwas weiter bruyanter schwachender Chor, schnatternde Trompeten, dazwischen *Zank*, *Prügelei*, *Versöhnungstänze* (*Reminiscenz* aus deutschen Walzern) pikant aber hübsch; Chor, *Trommeln* u.; *Processionen*: *Ritter* zu Pferd und zu Fuß,

Cardinäle, Mönche, archers lansquenets und allerhand goldne und purpurne Pagen und Garben. Aria, Liebhaber und Rachel: Allegretto $\frac{3}{4}$, dazwischen Jude, Schnörkel der Piccoloflöte u. Wieder Züge, Glockengeläut, dazwischen Chor und 10 Ritter zu Pferd; der Vorhang fällt unter wüthendem Applaus. Im zweiten Act Arien mit Begleitung von Harfe, Bassethorn u.; so geht das Spectakel bis zur großen Verbrennungsscene im fünften Act fort.

Ich habe das Glück oder das Unglück, gerade zur Zeit der großen jährlichen Exposition nach Paris gekommen zu seyn: das Glück, weil dieselbe einen Ueberblick des Zustandes der heutigen französischen Kunst giebt; das Unglück, weil sie mir die Gelegenheit raubt, die Gemäldesammlung älterer Meister zu sehen: ein großes Unglück. Die Galerie des Louvre ist von ungemeiner Länge, die Menschen am andern Ende des 1300 Fuß langen Saals sehen wie Liliputer aus. Die Masse der neuen Gemälde übersteigt mehrere Tausend. Die Malerei hält jetzt nicht selten gleichen Schritt mit ihren Schwestern und der verwandten Poesie, das heißt, sie ist im fortwährenden Fieberzustand. Die Tendenz ist sehr oft: horrible Gegenstände horribel vorzustellen; man fragt nicht mehr, von woher das Licht hereinfällt, sondern man hebt

in schwarzer Nacht die einzelnen Hauptgegenstände heraus, indem man sie mit schnee- oder schaumartigem weißem Dufte verhüllt; die Landschaften sehen oft aus wie Theaterscenen mit griechischem Feuer beleuchtet, und überhaupt verräth sich überall das süßliche Streben, den Gemälden eine Zartheit und einen Glanz zu geben, als wären sie aus Glas oder Email, eine Kunst, worin uns die Chinesen in der That schon sehr voraus sind. Der Portraits waren viele und manche gute. Mehrere historische Stücke, wie Don Juan und Haydn, Hayward Cora und Alice auf den Felsen des Wasserfalls, Quentin Durward in der Galerie Roland, und andre interessirten mich sehr (des Sujets wegen). Blumen und Thierstücke waren fast gar nicht da. — Die französische neue Schule steht der niederländischen unendlich an Wahrheit in der Vorstellung nach, aber sie übertrifft sie in Hinsicht der Erfindung des Faltenwurfs, in Eleganz der Gruppierung &c.

Der dritte Tag von Longchamp war so unglücklich wie der erste: es schneite, regnete und Blasius that das Seinige auch. Longchamp war früher der Name einer Wallfahrt; jetzt ist es die Wallfahrt der eleganten Welt, welche sich den Blicken der Menge auf prächtigen Carossen ausstellt. Die doppelte File

vieler tausend Wagen an einander gereiht, erstreckt sich von den Boulevards über die *champs élysées* und zurück. In letzterer Allee läßt die breite Straße in der Mitte der Nobilität und dem *Corps diplomatique* Raum, um in prachtvollen vier- und sechs-spännigen Equipagen mit rothen, blauen und gelben Sockens, goldnen Kutschern und grünen Jägern, hin und her zu fahren; selbst die Prinzen fehlten nicht. Dieses im Auge der Welt einzige Schauspiel hat bei mir keinen so tiefen Eindruck nachgelassen, als die Vorstellungen, welche man des Abends im *spectacle français* gab: *les précieuses ridicules* und *les femmes savantes* von Molière. Diese Stücke wurden in jeder Hinsicht vortrefflich ausgeführt: vorzüglich boten Mlle. Mars und der Komiker Monrose alles auf, dem Publicum einen genußreichen Abend zu verschaffen. Ein kleines Schauspiel, benannt: *Charlotte Bronn*, von einer gewissen Madame de Baur, womit man schloß, weicht darin vom Geist der Zeit ab, daß es sich durch Einfachheit und Wahrheit auszeichnet, ohne gerade Anspruch auf hohe Originalität machen zu können.

Im Theater der Porte St. Martin führt man vorzüglich gräßliche, schaudererregende Stücke auf. Es ist dies das Theater für Revolutionäre, Handwerker

und Grisetten. Schon der Name der Stücke, welche man spielt, als: die blutige Nonne u. zeigt an, was man zu erwarten hat; gleich jenen Romanen, deren pompeuser Titel, wie: die unglücklichen Flüchtlinge in den Gebirgen des Balcan's u. ihren Gehalt schon in Voraus verrathen. W. Scott sagt, daß es leichter ist, ein Buch zu schreiben als den Titel dafür zu finden, und er hat so unrecht nicht. Die fürchterlichen Stücke, welche ich oben citirte, wurden auch ganz fürchterlich gegeben, denn die Schauspieler dieses Theaters sind sehr mittelmäßig, so daß mir alle Lust vergeht, eines der Trauerspiele von Victor Hugo zu sehen, welche man jetzt zuweilen auf dem Theater der Porte St. Martin gibt. Ich war wirklich sehr verwundert, zu finden, daß viele Leute in Paris über diesen Dichter ganz anders denken, als uns gewisse Schriften im Ausland glauben machen wollen. Vielleicht hat er die Phasen seines Ruhms schon durchlaufen; vielleicht war es eine jener ephemeren Sonnen, jener Meteore, die plötzlich erscheinen, glänzen, aber nicht erwärmen, und schnell wieder verschwinden. Man versichert, daß ein neues Stück, welches man bald geben wird, ihn wieder ins Perihelion bringen wird.

Was ich vorhin in Bezug auf das Urtheil der

Pariser sagte, läßt sich auf alle Sachen anwenden; denn Paris befaßt sehr verschiedene Kasten, welche in Denkungsart sehr von einander verschieden sind. Die Idee, welche man sich gewöhnlich von den Parisern, als einem aufrührerischen, unruhigen Völkchen, macht, läßt sich nur auf einen sehr kleinen Theil der Bewohner anwenden, diese werden selbst von den Parisern mit dem Namen: Republikaner bestempelt. Es sind dies die Einwohner des Quartier latin, meist Studenten, Schüler &c.; ferner die Handwerker und überhaupt alle diejenigen, welche keine Dinge als Schulden besitzen, und nichts zu verlieren haben. Wie unsre Burschenschaftler zeichnen sie sich durch ihre Kleidung aus, haben à-peu-près dieselben Manieren, tragen aber keine Säbel, sondern Hüte. Sie sind es, welche im Theater das Parterre bevölkern; dann werden sie der gesetzgebende Körper, die richtende Stimme, welche das Loos der Gelehrten, Dichter und Künstler entscheidet, denn der vernünftige Mann schweigt, wie überall, auch hier.

Wie Paris sehr verschiedene Bewohner enthält, eben so befaßt es auch sehr verschiedene Städte in sich, wenn ich mich so ausdrücken darf. Das Quartier St. Germain, in welchem die Nobilität wohnt, und die Marais, in welchen die ruinirte Nobilität

wohnt, bieten das Schauspiel einer menschenleeren, stillen, durch große Häuser traurig verbunkelten Stadt dar, während das übrige Paris sich schon auf große Entfernungen durch das unruhige Gewühl auf den Straßen verräth. Magere, abgelebte Pferde, altmodisch gekleidete graue Bediente, mit verschossenen Pressen sind die Herolde, welche die Nähe des Adels ankündigen; unter dem Adel selbst aber findet man noch viele jener schönen Gestalten, welche zu Zeiten Napoleons die Bewunderung Europa's auf sich zogen, und welche man jetzt vergebens in Frankreich sucht. In der Faubourg St. Germain bewohnt jede Familie nur ein Haus, wie in Holland, daher die Stille.

Ein Fremder kann sich eben so wenig einen Begriff von der Höflichkeit der Pariser als von ihrer Unwissenheit machen. Wie oft habe ich mich im Theater, in Concerten an meine Nachbarn um Auskunft zu fragen, gewendet; man blieb nie Antwort schuldig, die Antwort hat immer eine angenehme Wendung, welche verblendet, aber die Sache, wenn sie über das Alltägliche hinausgeht, weiß niemand. Die Elementarschulen sind hier im allgemeinen schlecht, man ist erstaunt, zu finden, daß die Franzosen selbst die einzige Sprache, die sie verstehen, nur selten fehlerfrei schreiben; daß die Firmen, Affichen &c. oft

Spuren jener Nachlässigkeit tragen, um so mehr, da selbst der gemeine Mann seinen Phrasen eine elegante Wendung, seiner Sprache einen wohlklingenden Ausdruck zu geben weiß. Von dem Plebs kann der große Theil weder schreiben noch lesen, und in den höhern Schulen treibt man den Unterricht oft sehr nachlässig. Indessen freute es mich zu vernehmen, daß man in mehreren Privatinstituten englisch und deutsch lehrt, und beim Unterricht, unter andern guten Büchern, auch die Werke der Miß Edgeworth zu Grunde legt. Wenn man weiß, wie wenig eigentliche Instruction der Franzos hat, so ist man um so mehr verwundert, ihn im Spectakel, auf Spaziergängen u., fast immer lesend zu finden, gewisse Kaffeehäuser, wie der Café de Foy, sind wahre Lesezirkel, und es ist oft in einem Kreis von funfzig Menschen måuschenstill; dieß hat aber auch seine Ursache: der Franzos liest nur, was ihn interessirt; ihn interessiren nur pikante Schriften, nur dem Franzosen ist das Pikante eigen, und das Hauptverdienst vieler ihrer Schriften ist das Pikante.

Die französische Küche ist sehr gut. Man frühstückt gewöhnlich um 10 oder 11 Uhr, oft mit warmen Gerichten, *à la fourchette*, und trinkt dann Wein, Kaffee u., alles durch einander. Geschäfts-

leute aber nehmen schon um 8 oder 9 Uhr im Kaffeehaus eine Tasse Kaffee, und essen eine große Semmel dazu; da man aber erst um 5, 6 oder 7 Uhr Nachmittags speist, so kauft man sich ein kleines Brod, welches man ohne Umstände, von der Faust weg, ißt. Man speist hier, von 10 Sous bis 5 Franken, oder, nach der Carte, so theuer, als man will. Ein gutes Diner im Palais Royal, aus sieben Schüsseln bestehend, mit Wein und Brod, kostet nicht mehr als zwei Franken. Es ist ein wahres Vergnügen, sein Mittagsmahl bei Bély, Bésfour oder im Café de Paris u. zu nehmen. Dieß sind prächtige Säle, rundum mit colossalen Spiegelwänden, die durch Zwischenräume mit bunter Glasmalerei verziert, getrennt sind; vergoldete Säulen unterstützen rundherum die Säle; die Fenster und Thüren sind ungemein große metallne Rahmen mit Spiegelglas; die niedlichen durchbrochnen Spiraltreppen von Bronze sind mit Purpur behangen; eine Menge Kronleuchter, aus deren zahlreichen Armen Gasflammen strömen, werfen einen blendenden Lichtzauber über die Scenen, welche der belebte Saal, und draußen die Menge Spaziergänger darbieten, und welche sich in den Spiegelwänden in unendlicher Perspective wiederholen. Die Karten sind wie Prachtwerke in Maroquin gebunden, und mit

Gold verziert; die Speisen sind alle frisch, fastig, und höchst schmackhaft zubereitet; man wird gut und schnell bedient, der Champagner wird in kleinen Eimern mit Eis vorgesetzt; nach Tische bringt man einen kleinen grünen Waschnapf und ein Glas mit warmem Wasser, was mit Pfeffermünze parfümirt ist, und diesen folgt die Rechnung, in aller Form abgefaßt, die aber bei mäßiger Verzehrung immer 6—8 Franken übersteigt.

Ganz Paris läuft, um ein Gemälde zu sehen, welches in der Mairie des zweiten Arrondissement aufgestellt ist. Herr Robert, Franzos und Schüler von David, hat sich in diesem Gemälde, was er in Venedig machte, selbst zu übertreffen geglaubt, und da er nie etwas Besseres leisten zu können glaubte, nach Beendigung desselben erschossen: dies war wirklich eine Schwäche in ihm, aber eine Schwäche, die Theilnahme erregt, und seinen Ruf nur erhöhen konnte. Das Sujet ist die Abreise der Fischer; die Scene die Ufer des adriatischen Meeres, die Zeit ein schöner Herbstabend. Es ist viel Großes, Wahres und Tiefgedachtes in dieser Composition; die trauernden Frauen am Ufer drücken ihr Leid durch tiefe Schwermuth aus, die scheidende Sonne beleuchtet ihre bleichen Gesichter; auf dem Schiff herrscht Thätigkeit, wie

es bei einer Abfahrt natürlich ist; aber diese allgemeine Bewegung wird sehr unwahr durch einen philosophirenden Schiffer im Vordergrund gestört. Auf der andern Seite aber hat der Maler alles Wahre und Natürliche durch eine Hauptfigur, die eines Schiffsjungen, unterbrochen, dessen übermäßig schlanke Gestalt eher zum Kothurn paßte, und der, statt Laue aufzurollen, die Herausforderung eines Hero mit verschmähendem Blick anzunehmen scheint. Uebrigens ist vieles in diesem Gemälde mit vieler Wahrheit dargestellt, und es ist weder mehlig, staubig, glasig oder porcellanen, wie viele andre im dießjährigen Salon. Die Kunst ist nur schön, wenn sie wahr ist.

Ich hatte mir vorgenommen, nicht mehr ins *Théâtre français* zu gehen, so hatte mich Cinna empört: aber ich konnte heute der Sucht nicht widerstehen, *Britannicus* zu sehen. Man gab dieses Meisterstück besser als gewöhnlich. Welche fürchterlich schöne Leidenschaften! Welche einfache, erhabne und höchst gebildete Sprache! Wenn man annehmen will, daß Leidenschaften declamirt werden können, so fehlt der französischen Kunst nur das Reflectirende, um sie vollkommen zu machen. Der *Barbier de Seville* von Beaumarchais beschloß den Abend. Die Fran-

zosen bleiben immer Meister im Lustspiel, und Monrose hat den Figaro auf eine einzige Weise dargestellt.

Ein Fremder würde sehr unrecht thun, wenn er die kleinen Theater nicht besuchte. Hier ist es, wo er die Sitten des Volks und den Geist der Zeit studiren kann. Das *Bauderville*, dem französischen Boden entsprossen, ist auch dem Franzosen eigen, und wird ihm eigen bleiben, so lange er Franzos bleibt. Was *Boileau* vom *Bauderville* sagte, läßt sich noch heute und vielleicht noch Jahrhunderte lang anwenden. Im *Bauderville* spricht sich der eigenthümliche Volkscharakter der Residenzbewohner aus. Das deutsche *Bauderville* besteht vorzugsweise nur in Wien, und wer je die localen Possen im Leopoldstädter Theater sah, muß gestehen, daß sie dem französischen *Bauderville* nicht nur an die Seite gesetzt werden können, sondern sie durch Originalität vielleicht, und was die Decorationen und Maschinerie angeht, in jeder Hinsicht, übertreffen. Wer das *Bauderville* oder die Posse sehen will, muß der Landessprache in aller ihrer Eigenthümlichkeit Meister seyn.

Wir wohnten gestern der Sitzung der *Chambre des Députés* bei. Der Saal, ein Halbzirkel, ist klein, in der Mitte der geraden Wand ist die Tribune der Redner; über und hinter ihr der Sitz des

Präsidenten; Huissiers, Schreiber ıc. rund um dieselben; die Plätze der Deputirten umgeben das Amphitheater terrassenförmig. Ueber denselben die doppelte Tribune der Zuschauer im Peristyl der jonischen Säulen, welche das flache Dach tragen; eine Halbrosette, von mattem Glas, läßt das einzige Licht in horizontalen Strahlen hereinfallen. Auch diese Sitzungen gleichen einer Schule, einer Schule ohne Lehrer, wo man plaudert und sich zankt. Der Franzos ist von Natur unruhig, wo Ruhe fehlt, kann auch keine Ordnung herrschen, und die Würde wird für immer verbannt seyn. Es ist fast unmöglich die Redner zu verstehen, denn ihre Stimme verliert sich unter dem allgemeinen Getöse, wie die eines Ertrinkenden in der rauschenden Brandung, wie der Wind die See durchheult, oder der Donner die Ufer erzittern macht, so läßt sich auch von Zeit zu Zeit die Stimme oder Glocke des Präsidenten, oder das Geschrei der Huissiers, die aber vergebens Ruhe gebieten, unter dem tobenden Gemurmel hören, und nur als Herr Thiers das Wort nahm, wurde es ruhiger. Der Minister, der geistreiche Schriftsteller sprachen sich in ihm aus; seine Rede ex tempore war gehaltvoll, und in einfacher, schöner Sprache mit einer Leichtigkeit ausgesprochen, die wirklich nur dem Franzosen eigen

ist. Herr Thiers ist ein kleines, robustes Männchen, in den besten Jahren, mit breiten Gesichtszügen, voll Lebhaftigkeit und Freundlichkeit. Er trägt eine Brille und sein eigener Habitus, wie seine zarte Kinderstimme, geben ihm einen Ausdruck von Originalität, die dem Imposanten durch Gestalt gegenüber stehend, durch Gehalt und nicht durch Form imponirt. Kaum ertönt seine Stimme unter dem allgemeinen und fortwährenden Aufruhr, so ist der Sturm besänftigt, und selbst so widerspenstige Elemente lernen gehorchen. Dupin ist von mittelmäßiger Statur, groben Zügen und dickem, glatt anliegendem Haar. Seine Stimme ist wohltonend und stark und paßt in vieler Hinsicht zu seinem Aeußern.

In den kleinern Theatern kann es ein gebildeter Mann im Parterre unmöglich aushalten. Man sehe in diesen Theatern weder Dramen noch Trauerspiele; es ist Zeit- und Geldverlust, denn die Theater sind hier sehr theuer und man spielt oft 6—7 Stunden.

Die Vorlesungen der Professoren werden hier sehr vernünftiger Weise alle in der Landessprache gehalten. Jedermann steht der Zugang offen, und daher auch den Damen, welche ohne Unterschied zwischen den Studenten auf den Bänken sitzen, in den Collegien über Malerei von Herrn Redouté finden sich öfters

40 — 50 und mehr Mädchen. Der Professor setzt sich ohne Ceremonien an einen Tisch, die Schüler um ihn herum, und die Vorlesungen, welche immer improvisirt werden, gleichen eher einer wissenschaftlichen Unterhaltung. Da das Princip von Freiheit bis in die untersten Classen durchgedrungen ist, so besteht auch wenig persönliche Consideration; wo letztere nicht ist, kann auch die Pedanterie nicht gedeihen, aber eine lächerliche Kleingeisterei herrscht hier und überall, und wird herrschen, so lange der Mensch Mensch bleibt.

Man muß die Opern im neuesten Styl in der Académie royale sehen, um sich einen Begriff davon zu machen, wie diese Stücke die Menge so bezauern können. Man gab heute *Gustave III.* Diese Opern haben wirklich ihr Gutes, es sind historische Episoden und Panoramen von Gegenden, scenisch-theatralisch dargestellt. Ohne Musik würde eine solche Vorstellung eben so wenig bestehen können, als die der Seiltänzer und der Bereiter; daher componirte man Musik dazu, Musik, die gewiß ihrem Zweck entspricht, denn nichts ist leichter als die Pferde darnach springen und Freund Pulcinello danach tanzen zu lassen.

Die 500,000 Bände der königlichen Bibliothek sind in ungemein langen Gallerien, in durchlaufenden Schränken hinter Drahtgittern aufgestellt. Eine gleich-

laufende, erhabene Gallerie erleichtert das Nachsuchen der Bücher im obern Theil der Kasten; alle Bücher sind eingebunden, oft sehr kostbar. Die Menge Manuscripte, worunter viele Codices, ist erstaunlich; auch ist die Sammlung der alten Ritterromane sehr reichhaltig. Unter den zur Schau ausgestellten Manuscripten befinden sich mehrere in armenischer, siamesischer, koptischer, birmanischer und andern Sprachen; ein ägyptisches auf Papyrus, ganz den bunten Malereien auf den Sarkophagen ähnlich, ein Bruchstück des Zend von Zoroaster, lateinische und griechische Manuscripte aus den Jahren 600 bis 800; eine Wachstafel (den Tabletten der Römer ähnlich), worauf die Staatsausgaben im Jahr 1283 gekritzelt waren, eine schöne Bibel mit gothischen Charakteren auf Pergament und mit bunten Vignetten, welche die Handschriften der französischen Könige von Carl VI. antrug; die heures latines de Henri IV. et anné de France (Episoden aus der Religionsgeschichte in bunten Malereien); die Briefe von Henri IV. an Gabrielle d'Estrée, in alter Schreibart, aber energisch, und nicht süßlich, wie man zur Ritterzeit schrieb, die nicht herausgegebenen Werke von Louis XIV. (schlecht und fehlerhaft mit großen liegenden Charakteren geschrieben); Briefe der Mad. de la Valière (ebenfalls

schlecht und noch größere Buchstaben); ein gekritztes Schreiben vom Père la Chaise; Manuscripte von Corneille, nach alter Orthographie mit eßiger Schnörkelhand; von Racine (abgebrochen stehende Hand, hohle Buchstaben); von Mad. de Maintenon, groß und liegend; von Bossuet, undeutlich und rundlich; von Mad. de Sévigné, weitläufig, voll Fehler, große Buchstaben; Boileau, rund, gut, aber Schnörkel und ohne Rücksicht auf Interpunction. Rousseau rund und gut. Voltaire klein, rund, ohne Capitals Buchstaben; Montesquieu, nachlässig, fehlerhaft. Delille, liegend leicht; und viele andre. Am Eingang hatte man unter andern Malereien auch eine Copie des alten Gemäldes, welches das berühmte *champ de drap d'or* aus den Zeiten Franz I. und Henri vorstellt, aufgehängt: was man vor 300 Jahren Pracht nannte, würde jetzt kaum die Augen des Pöbels fesseln. In andern Sälen stand das sitzende Bild des alten Voltaire. Ferner eine Arbeit von Holz und Bronze, im schlechtesten Geschmacke, den französischen Parnass vorstellend, auf dessen Gipfel die Schmeichelei den Louis XIV. als Apollo gesetzt hat; ein Panorama der Gegend um Cairo mit den Pyramiden; Gemälde aus den Hypogeen von Theben &c. In der schönen Antikensammlung zeichner

sich besonders der Stuhl aus, der vom König Dagobert herkommen soll; es ist ein wahrer Fauteuil, von Bronze, auf Löwenfüßen ruhend und im gothischen Styl. In der Sammlung von geschnittenen Steinen befinden sich viele, die eben so schön als selten sind. Die Münzen sind in instructiven Suiten aufgestellt: von den ältesten Zeiten Griechenlands, von Rom, Großgriechenland u. bis zum Sturz der alten Reiche; auch diese Völker bedienten sich in den ersten Zeiten, gleich den Chinesen und Japanesen, gestempelter, plattgeschlagener Metalltropfen; eine ähnliche Rohheit im Verfertigen der Münzen erhielt sich noch später bei den römischen As, welche große viereckige oder runde Kupfermünzen sind. Unter den Münzen aus der ersten Epoche des Mittelalters sind besonders die Sous und Deniers merkwürdig, und es wird nicht schwer zu errathen seyn, wie es kommt, daß ein Goldstück den heutigen 20 Frankenstücken ähnlich, seit Carls des Großen Zeiten zu einer elenden Kupfermünze herabgesunken ist. Die damaligen Deniers gleichen den heutigen Frankenstücken. Ein Ecu unter Louis XI. und François I. kann mit den heutigen 40 Frankenstücken verglichen werden. Unter den vielen Medaillen des Mittelalters und der neuern Zeit bleiben die, welche Napoleon zur Berewigung der ägyptischen

Expedition schlagen ließ, immer die schönsten; wie denn überhaupt fast alles, was damals gemacht wurde, noch unerreicht ist. Die Sammlung Kupferstiche sind theils als Werke eingebunden, theils in Rahmen aufgehängt. In einem andern Saal ist der berühmte Zodiaß von Denderah aufgestellt: auf einer Fläche von ungefähr acht Fuß groß, ist im Basrelief eine Schelbe gearbeitet, welche durch ägyptische Figuren, Atlanten ähnlich, getragen, die Himmelskugel vorstellt; hierauf ist nun der Thierkreis und einige Sternbilder ausgehauen; das Ganze ist aus grobem Sandstein, wie es scheint. Der übrigen Antiken sind sehr wenig vorhanden, einige Mumien, griechische und römische Aschurnen, drei Stück aus Basalt oder Phonolith, zum Buddahdienst in Großindien gehörend u. Viel reicher ist dagegen die Sammlung Alterthümer im Louvre, die mit wahrhaft königlicher Pracht aufgestellt ist, die aber, der Exposition wegen, nur theilweise zu sehen war.

Eine neue Oper von Auber, welche man in der *opéra comique* giebt, unterscheidet sich von denen seiner Rivalen in mehrerer Hinsicht, denn sie hat eine ordentliche Ouverture und der Dialog ist nicht im ewigen Recitativ, was wegen der geringen Ressourcen zuletzt monoton werden muß, und nur im starken

und steigernden Effect angewendet werden sollte. Gesangstellen fehlen wie gewöhnlich fast ganz, oder sind durchgehends französische Gemeinplätze, die wie immer mit einigen schmachtenden von der Quinte auf den Grundton herabsteigenden Tönen schließen. Die Instrumentation ist durchgehends brillant und reich an Effecten; aber leider weicht man, in ihrer Art der Anwendung ganz von der Natur der Instrumente ab, und das fortwährende Geflingel des Triangels, der Becken, oder Harmonien der Clarinetten, des Oboë, Piccolo &c., wird schnell zum Ekel. Das *Cheval de bronze*, denn so heißt diese Feenoper, ist nach einem chinesischen Roman bearbeitet und spielt theils in China, theils auf dem Planeten Venus; man kann sich daher leicht denken, welche Pracht und Neuheit die Scenerie darbieten muß.

Man kann die Liberalität der Franzosen beim Befehen von Monumenten oder Sammlungen nicht genug rühmen. Es ist genug, daß man sich als Fremder legitimirt und man erlangt immer Zutritt zu jenen Anstalten, welche auch dem übrigen Publikum gratis geöffnet werden. Man kann schreiben, zeichnen, oder thun, was man will, nirgends sieht man hungrige Bedienten, die mit gierigem Blick die Handlungen des Fremden messen, und jede Gelegenheit

wahrnehmen, um sich wichtig zu machen. Man bekommt überall mit Bereitwilligkeit Auskunft, welche nie den Stempel des Eigennutzes trägt. Eine andre vortreffliche Seite des Franzosen ist, daß er nie bei irgend einer Sache Aufhebens macht, und selbst große und schwierige Unternehmungen *en bagatelle* behandelt; daher wird man hier mit wenig Worten und in kurzer Zeit abgefertigt, während man in gewissen Ländern Zeit, Geld und Muth, des Schwagens, Wartens und Aufhebens wegen, verliert.

Die Republikaner muß man in ihrer Heimath, in den Collegien, Café's oder bei den Restaurants des Quartier latin studiren; sie verbergen die Manieren des geschliffnen Parisers hinter einem Aeußern, welches den Bramarbas verräth, und sie den Handwerksburschen nähert. Eben so excentrisch wie der deutsche Student, haben sie weder die Originalität noch den athletischen Körperbau oder den Ausdruck ihrer Nachbarn, und ihre Erscheinung kann oft nur Mitleiden erwecken.

Der Grund, warum der Franzos nicht denkt wie wir, ist, weil er immer laut denkt.

Mit der großen Revolution hat die Erziehung der Mädchen in Klöstern aufgehört, und glücklich, daß es so ist, aus stiller Frömmerei, ohne Erfahrung und

Befanntschaft mit der Welt, wurden die armen Kinder aus den düstern Klostermauern gerissen, dem ersten besten überfüttigten Wollüstling, wenn er nur von Adel war, in die Arme geworfen, und plötzlich, sich selbst auf dem großen Theater der Immoralität überlassen, auf den schlüpfrigen Boden der Höfe der Bourbonen geführt; es blieb ihnen nichts übrig, als sich selbst den Weg zu bahnen, und wie konnte dieß geschehen, ohne zu straucheln und zu fallen! Nun kam Napoleon und machte St. Cyr zu einer Anstalt, jenen gleich, in welchen man die jungen Römer erzog; nur fehlte ihm ein Livius, um die Mythe seiner Nation zur poetischen Geschichte zu verwandeln; aber er erreichte dennoch seinen Zweck, für die Helden ihrer Nation begeistert, begeisterten diese modernen Römerinnen ihre Männer die Generale Napoleons, und dieß war genug. Auch diese schöne Anstalt paßte nicht für *la jeune France*, sie ging unter und Mad. de Campan starb in Zurückgezogenheit. Die große Erziehungsanstalt in St. Denis zählt über 600 Zöglinge, von 8 bis 18 Jahren, sie ist in viele Classen abgetheilt und die Vorsteher sind **Grand-Cordons**, thun aber, wie überall ihres Gleichen, am wenigsten oder nichts; sie sind weiblichen Geschlechts, wie alle Lehrende. In dieser Anstalt, der ersten in Frankreich, und unter den Au-

spicien des Gouvernements blühend, wird alles gelehrt, was gewöhnlich zu einer guten Erziehung gehört; man treibt auch etwas Musik, aber außer dem Französischen keine Sprache; man malt, und die weiblichen Arbeiten nehmen den halben Tag weg. Es giebt große Examen, Concurrenzen nach Preisen u. Man steht halb sechs Uhr auf, geht in die Messe, frühstückt, macht um Mittag Mittag, ißt um sieben Uhr Abendbrod und geht um neun Uhr zu Bette. Die Classen haben keine oder wenig Communication unter einander und sind auf gewisse Spaziergänge im Bezirk der Anstalt beschränkt. Aber auch für ein solches Klosterleben ist der Mensch nicht geschaffen, und es giebt viele Mütter hier, die schon hinter die Wahrheit gekommen sind, daß der einzige Platz, die Tochter zu erziehen, das Herz der Mutter ist. In vielen Familien hat man selbst die Gouvernanten abgeschafft, und nähert sich auf diese Weise nach und nach den Engländern, die auch in dieser Hinsicht uns unendlich voraus sind, und selbst die physische Erziehung auf gleiche Höhe mit der moralischen erheben, und als Studium betreiben, woran wir gar nicht einmal denken. Bei den Heirathen in höhern Ständen hat immer noch die Convenienz die erste Stimme. Man wendet sich an die Eltern; genehmigen diese irgend

eine Partie, so nehmen sie es auch auf sich, die Tochter zu gewinnen; die Verlobung wird in aller Stille geschlossen; von nun an sehen sich die Verlobten selten oder fast nie, und man weicht einander selbst in öffentlichen Gesellschaften aus, oder meidet sie gänzlich. Erst mit der Heirath, welche der Verlobung gewöhnlich in drei bis vier Wochen folgt, wird die Welt mit der neuen Verbindung bekannt gemacht, die sich nur zu oft, wenn auch nicht der Form nach, im Strudel der Welt wieder auflöst; denn da die Franzosen wie die alten Römer, meist außer dem Hause leben, so spielen die Französinnen in der Welt wie die Männer, ihre Rolle, und oft eine große Rolle.

Louis Philippe ist gewiß einer der geschicktesten Fürsten, die je auf dem französischen Thron saßen; denn er versteht die Kunst sich darauf zu erhalten, was in unsern Zeiten wirklich eine Kunst ist. Ehe-
gestern war sein Geburtstagsfest. Obschon er *roi citoyen* ist, so scheint er doch seinen Mitbürgern sehr wenig zu trauen, und er hat Recht; wer in Frankreich regieren will, muß die leicht bewegliche Masse des Volkes zu belustigen, zu zerstreuen und zu bewachen verstehen. Zu dem Ende waren an zwei entgegengesetzten Punkten der Hauptstadt, den *champs élysées* und der *Barrière du trône*, eine Menge öf-

fentliche Spiele errichtet; theatralische Vorstellungen ungefähr wie man sie zur Zeit Ludwigs XIV. in Versailles gab, nur weniger allegorisch; man unterhielt das Volk mit Musik; Seiltänzer zogen die Augen des Haufens auf sich und theilten ihn; man drehte sich Kopf und Glieder im Carroussel müde, oder belustigte sich an den Streichen Polichinells. Mit zwei prächtigen Feuerwerken nahm der König Abschied vom Volk, was sich nun von den Vergnügungsplätzen, welche auch zugleich zahlreichen Detachements Soldaten zum Bivouak dienten, nach Hause tummelte. Wer je Wien gesehen hat, glaubte sich am 7. Mai zu Paris unwillkürlich in den Prater versetzt, aber die Feuerwerke hier stehen jenen prächtigen, welche zum Geburtsfeste der Regenten in Dresden und Wien abgebrannt werden, in jeder Hinsicht nach.

In Paris stehen, wie in den meisten Hauptstädten, zwei Inconvenienzen in fortwährender Alternative: man erstickt von Staub, oder versinkt im Schlamm.

Im Palais du Luxembourg befindet sich eine chöne Sammlung Gemälde der neuen französischen Schule, es soll eigentlich eine Sammlung Gemälde von lebenden Künstlern seyn, obgleich man hier viele Stücke der Schüler Davids bewundert, welche ihrem

großen Meister in ein frühes Grab dahin folgten. Wer kann kalt bleiben, wenn er den Amor von Gérard, den Cain oder den M. Sertus, Aeneas, Hippolyt von Guillemot, den Drest von Hennequin, die Pest und die Schlacht von Eylau von Gros, und die Meisterstücke von Scheffer, Steuben, Meynier, und so vieler andrer noch lebender Meister betrachtet? Gewiß es bestehen noch Leute, die das Wahre in der Kunst wollen, aber es ist beinahe unmöglich ihr Verdienst zu würdigen, wenn man ihre Produkte wie auf der Exposition unter einem Chaos von mittelmäßigen Arbeiten zerstreut.

Auf meine Bitte, ihm vorgestellt zu werden, hatte Herr Cherubini die Güte mich gestern zu einer *Soirée musicale* in seinem Hause einzuladen. Die französischen Salons sind gewöhnlich sehr klein, und verdienen oft kaum den Namen Zimmer, man hilft sich aber, um mehrere Gäste zu empfangen, indem man drei bis vier an einander stoßende Piecen zur Circulation offen läßt. Unser Amphitryon bewirthete uns mit einem neuen Quartett in e dur seiner Composition, was in Kurzem erscheinen wird. Das war wieder einmal ein wahrer Genuß, denn gleich einem, der mitten im Wald vor lauter Bäumen den Wald nicht sieht, hört man in den neuen Opern die Musik vor

lauter Musik nicht. Vier der ausgezeichnetsten Virtuosen des Conservatoriums, die Herren Baillot und Franchomme an der Spitze, trugen das neue Meisterstück vor, was sich durch ungemeine Einfachheit, schöne Gesangstellen, meisterlich verflochtne Concertandos, die so vertheilt waren, daß sie den Effect eines langen Echo's machten, pikante Wendungen und überraschende Schlüsse auszeichnet. Den schnellen Wechsel des Piano und Forte, oder vielmehr der hellen und gedämpften Stimme brachte man durch Sourdinen nach einer neuen Vorrichtung hervor. Diese Sourdinen sind eigentlich ein mit Filz oder Flanell überzogener Steg mit einem gelenkten Stiel und Hammer, die an den Saitenhalter geheftet ist; durch eine kleine Bewegung des Kinnes gegen die Hammer stößt man den falschen Steg an die hintere Seite des wahren, und dämpft die Violine und vice versa. Herr Baillot trug später Variationen und eine schöne Composition aus dem Mittelalter vor. Ferner ließen sich die Pianisten Hiller und Chopin hören, dessen großes feuriges Spiel in einem ganz eignen Genre und Geist gewiß geeignet ist die Bewunderung zu erregen. — Unsere Zeit ist reich an großen Talenten, aber nur zu oft macht man die traurige Bemerkung, daß der Zweck der Kunst, wie die Denkungsweise der

Menschen für ein veränderliches Ding gehalten wird. Lärmen tritt an die Stelle der harmonischen Effecte, an die des Gesanges ein zärtliches Wispeln im schreienden Contrast mit den Glanzpassagen: schon als Kind macht man sich mit der Kunst vertraut, und als Jüngling überkünstelt man sie. Die Pariser Piano-forte sind sehr schön gearbeitet, aber sie haben weder den melancholisch-heroischen Ton der englischen, noch den silberglöckchen Laut der Wiener Flügel. Herr Cherubini ist ein kleiner, hagerer, etwas gebückter Mann, mit länglichem Gesicht und grauem Vordenkopf, er hat das Ansehen eines ausgetrockneten Hösflings, aber alle seine Bewegungen sind furchtsam, und sein Gang etwas tappend. Er spricht wenig, und man würde ihn für mürrisch halten, wenn nicht die Menge komischer Zeichnungen, mit denen er, um sich in Musenstunden zu erholen, sein Zimmer ausschmückt, vom Gegentheil zeugten. Er scheint ganz für seine Kunst zu leben, immer um das kleine Orchester beschäftigt, erwartet er mit Unruhe den Augenblick, wenn man anfangen soll; er setzt sich und unzufrieden, daß man seinem Beispiel nicht schnell genug folgt, entgeht ihm nicht selten ein ungeduldiges Bst., dem selbst seine Zuhörer des schönen Geschlechtes mit Grazie huldigen. Sein Sohn, ein schöner, schlanker Jüngling, ist eifriger

Archäolog, er hat schon eine Reise nach Aegypten gemacht, und bearbeitet jetzt die Manuscripte Champollions. Ich sah auch einen gut gewachsenen Mann von einigen dreißig Jahren, mit schwarzem Haar und Backenbart um das runde Gesicht, und Brille; es war Herr Halévy, der Componist der Juive, ein Schüler Cherubini's, dessen Verdienste der Meister durchaus nicht hintangesetzt wissen will, und der gewiß viel leisten wird, wenn er, statt wie in der Juive zum Publikum herunterzusteigen, in der Folge das Publikum zu sich hinaufhebt.

Da sich alles nach der **Chambre des Pairs** drängt, um dem **Procès monstre** beizuwohnen, ich aber keine Lust habe mich einige Stunden in der **Queue** herumzudrängen, so verschaffte mir dieser Umstand und die Güte unsers Geschäftsträgers noch mehrere Male den Zugang zu der **Chambre des Députés**. Ich hatte daher Gelegenheit die besten Redner zu hören. Der Fremde muß sich vorzüglich über die Geläufigkeit, mit welcher sie eine improvisirte Rede vortragen, wundern; natürlich aber geht die **Emphase** dabei zu Grunde, wie denn überhaupt die Franzosen wenig **Biegsamkeit** in ihrer Stimme haben, und fast nie **accentuiren**, sondern ihre Reden im **monotonen Train** schnell hersagen, und oft mit einer

schnell wiederholten senkrechten Bewegung der Hand begleiten, gleichsam als wollten sie die Luft durchhauen. Die meisten halten es außerdem für eine Art Heroismus, ihren Leidenschaften freien Lauf zu lassen, und durch das Beifallklatschen des Haufens verführt, einander und vorzüglich den Repräsentanten des Gouvernements Insolenzen zu sagen. Es herrscht daher auch nicht selten eine Art Anarchie in der Kammer, und es ist oft ein Dupin nöthig, diese mobilen Massen zusammen zu halten. Der ruhige unpartheische Zuschauer kann sich in diesem Chaos (ich möchte fast sagen) roher Urkräfte, die sich doch am Ende selbst paralyfieren, nicht gefallen. Zu welchem Ende muß ein System führen, nach welchem die höchsten Autoritäten öffentlich und auf die gemeinste Weise beleidigt werden! Es ist ja keine Kunst gemein zu seyn, man sey es nur gegen den gemeinen Mann, um sich zu überzeugen, wie sehr dieser hierin dem Gebildeten überlegen ist. Man denke sich nur an die Stelle der Autoritäten selbst, um zu erfahren, daß ihr Loos vorzüglich seit der großen Revolution so beneidenswerth nicht ist, und daß man von ihnen als Menschen auch nicht Ideale machen kann. Unsre Zeit aber will ja selbst den gemeinen Mann adeln, will ihn adeln, ohne ihm erst eine Erziehung zu ge-

ben, aber gleich dem Haufen, der bei jeder Gelegenheit das Wort Philosophie gebraucht, wirft auch er mit dem Wort Freiheit um sich, Wörter, deren Definition so manchem Jahre langes Studium kosteten; für ihn werden sie doch nur Klänge bleiben, die nur der Schwärmerei oder Gewinnsucht zur Firma dienen. Es sind hier wie überall zwei große Triebfedern, welche die Menschen in Bewegung setzen: Eigengiebe und Eigennutz. Hier ist, wie überall, der Angeseffene der Bürger, der Ruhige, denn ihn kann jede Veränderung nur beeinträchtigen, und er kennt zu gut aus seiner kleinen Haushaltung die Schwierigkeit des Aufbaus, um ans Niederreißen zu gehen. Die Unruhigen dagegen sind bis auf einige Schwärmer ohne Ausnahme Leute, die nichts zu verlieren haben, und noch obendrein zu gewinnen gedenken. Die französischen Minister schienen mir darum schon ausgezeichnete Leute zu sein, weil sie in dem großen Tumult und mitten unter ungerechten und beißenden Beschuldigungen weder Ruhe noch Fassung verloren. Der Minister der Finanzen, Herr Human, hat ungemein viel Würde und ein imposantes Aeußere, er ist ein langer, etwas corpulenter Fünfziger, mit schön gebogener Nase und feiner Complexion; einzelne lichtfarbige Haare, die sich an den Seiten des Ko-

pfeß verlieren, verhindern kaum, daß die gefälligen Contouren eines schön geformten Kopfes frei an den Tag treten; er spricht mit einer Deutlichkeit, Präcision und Ruhe, die selbst seinen Gegnern ein einstimmiges Bravo entlockte. Herr Duchatel, Minister des Handels, ist noch jung, mittelmäßiger Statur, wohlgebaut, hat schwarze Haare und Backenbart, und ungemein gebildete Gesichtszüge, in denen sich Ordnung und vielleicht etwas Strenge ausspricht. Guizot ist klein, schwarz, mit krummer Nase, aber sowohl er als die andern Minister sprachen heute zu wenig, um einen lebhaften Eindruck zu machen.

Ich komme so eben von der diesjährigen Exposition der Gobelins und der Porzellanarbeiten von Sevres zurück; man hat diese zahlreichen Kunstprodukte in vier Sälen des Louvre ausgestellt, deren Wände mit einigen Gemälden verziert waren, die mir schon durch Kupferstiche befreundet waren; wie unvergleichlich ist das verwelkte, fast sterbende Gesicht Mazarins, als er den jungen Colbert Louis XIV. vorstellt. — Wer kann, ohne getroffen zu sein, die schlafende Menschheit, das Kind an der Brust der Mutter, die Mutter in den Armen des Gatten, sehen, über denen in dunkler Nacht das wachsame Auge des Gesetzes waltet, indem sie der ferne Stern des Fatums beleuchtet!

Wie rührend der Abschied der Familie des Boëthius vor dem Kerker des großen Philosophen! Welche erhabene Majestät in jener Justitia, die die zitternde Unschuld in ihren beschützenden Arm nimmt! — Aus der Fabrik der Gobelins sind dieses Jahr acht Tapis hervorgegangen, es sind Copien nach Gemälden großer Meister. Sechs derselben stellen eben so viel nichts bedeutende Scenen aus dem nichts bedeutenden Leben der Maria von Medicis vor. Sie sind aus den wohlbekannten 24 Gemälden von Rubens gewählt. Natürlich erscheint hier der große Heinrich, mit dessen Thaten Marie hätte anfangen sollen, nur zufällig, und als Hauptperson nur, um seiner eiteln Gattin zu gefallen. Die zahlreichen Allegorien, im Geist jener Zeiten, und welche der Maler anbringen mußte, um doch wenigstens aus nichts etwas zu machen, haben für den Geist unsrer Zeit etwas Widerliches; überhaupt läßt sich wohl manches an diesen Gemälden aussetzen, welche übrigens ihren großen Meister oder seine Schüler durch ein kräftiges Colorit, Figuren schöner Engel, so wie durch ausdrucksvolle Satyrprofile, die sich bis in die Gesichter der Staatsmänner wiederfinden, verrathen. Die Fabrik zu Beauvais wetteifert mit der der Gobelins, bringt aber weniger colossale Arbeiten hervor, die dem Land da-

gegen auch nicht so viel kosten. — Die Produkte der Porzellanfabrik von Sevres sind bewunderungswürdig in dieser Hinsicht, so wie in den meisten übrigen Erfindungen schreitet unsre Zeit eben so sehr voraus, als sie, was die classische Bearbeitung der freien Künste betrifft, rückwärts geht.

Der sogenannte Kirchhof des Père la Chaise nimmt den ausgedehnten, unebenen Rücken eines jener Hügel ein, auf welchen die nördlichen Vorstädte von Paris gebaut sind. Es ist einer der schönsten Spaziergänge der Hauptstadt; schön durch seine lieblichen Anlagen, schön durch das Pittoreske der zahlreichen und prächtigen Wohnungen, welche Liebe und Schmerz den Entschlafenen errichtete; schön endlich, weil der Mensch, unter den vielen Todten herumwandelnd, das Herz erhoben, und sich selbst der Gottheit eine Stufe näher gerückt fühlt. Lachende und blumige Gräber laden den müden Wanderer zur Ruhe ein, und bringen ihn in eine Stimmung, welche, wenn sich sonst irgend ein Leiden zu ihr gesellt, den traurigen Gedanken des ewigen Abschiedes erträglich macht, und ihn mit Sehnsucht das Unbekannte wünschen läßt, weil ihm das Bekannte unerträglich wird. Hier ist es ein einfacher Grashügel, unter dem so viele tausend Hoffnungen eines

einzigen Menschen begraben liegen; ein halb verfallener Stein, ein Kreuz, zeigt nur noch verwischte Spuren seines frühern Daseins, und bald wird ihn die Zeit der ewigen Vergessenheit überantwortet haben. Dort deckt ein gemeinschaftlicher Marmor den Vater und die Mutter, die Brüder und Schwestern; friedlich ruhen sie neben einander, denn in dem ewigen Schlaf ruhen auch die Leidenschaften. Obelisken, Tempel, Pyramiden winken dem Wanderer schon aus der Ferne zu, zu kommen und die irdische Größe zu bewundern. Er kommt, er bewundert die Pracht der Denkmäler, er erstaunt, wenn er die Thaten eines Menschen liest, den nun ein so kleiner Raum deckt, aber er vergißt den Todten bei der langen Aufzählung seiner Thaten selbst, denn es bleibt ihm die Zeit zum Denken nicht, und er fühlt nicht, was er beim einfachen Grab der Cornelia, der Mutter der Gracchen, fühlt. Hier erhebt sich eine Säule, dort ein Pylon, und noch weiter eine Kapelle auf den stillen Gräbern; andre endlich verrathen sich nur durch einen Haufen Felsstücke, gleichsam als hätte sie der Zufall zur Ruine zusammengeführt. Von den schönen Hauptalleen dieses Todtengartens leiten geschlängelte Pfade, von Trauerweiden, Birken und Cypressen beschattet, zwischen den Gräbern dahin, und man tritt in den

einsamen Zufluchtsort des Schmerzes. Hier beugt sich eine trostlose Wittin über ein neues Grab, das ihr vielleicht ihre einzige Stütze raubte; dort stehen einige bange Kinder und werfen den dahin geschiedenen Eltern frische Strohblumenkränze zu, um das Bild der Vernichtung aus dem Geist zu bannen; eine tiefgebeugte Schwester sitzt auf jenem Hügel, und das Plätzchen, welches die Hülle ihres geliebten Bruders umfaßt, schmückt ein einfaches Blumenbeet, was ihre Liebe dem Verstorbenen errichtete. Getroffen von diesen Scenen des Leidens eilt der Wanderer in das dichte Gebüsch, um seine Rührung zu verbergen, da stößt er auf eine trauernde Familie, die um eine einsame Ruhestätte knieend, sie mit stillen Thränen befeuchtet, und in tiefer Dahingebung betet; er mischt seine Thränen mit den Ihrigen, aber er entfernt sich, um als Zeuge ihres Schmerzes, ihren Schmerz nicht zu stören. — Auch ich hielt es nicht länger aus und eilte der nahen Stadt zu, um mich in der Oper zu zerstreuen.

Man bewunderte gestern wieder einstimmig das Talent der beiden Dem. Elsler, welche im großen Opernhaus den neuen Pas ihrer Erfindung tanzten, Mlle. Taglioni, welche später auftrat, bleibt aber doch immer an der Spitze der Tänzerinnen, nicht ihre

Kunst allein, sondern der Zauber, welchen sie in ihre Kunst zu legen weiß, stellt sie so hoch, und an die Seite einer der gefeiertesten Sängern, mit der sie in mancher Hinsicht gleiches Schicksal theilt, denn auch sie ist, wie man sagt, mit einem jungen Edelmann aus einer angesehenen Familie Frankreichs verheirathet; aber gewisse Umstände ihres Gatten machen, daß sie, obschon in den Salons von Paris eingeführt, dennoch ihren frühern Stand nicht verleugnet. — Den türkischen Gesandten schien die *révolte au Sérail* ungemein zu belustigen.

Café ist bei den Franzosen ein Wort, welches in einem weit ausgedehnteren Sinn als in allen Ländern genommen wird. Man versteht darunter oft selbst die *Traiteurs*, und einer der ersten Restaurants von Paris führt die Firma: *Café de Paris*. Andre Cafés, wie *Tortoni*, könnte man *Glacières* nennen, die eigentlichen Cafés sind eher Anstalten für Zeitungsläser zu nennen, in welchen man Kaffee, Chokolade, Limonade, Punsch, Reissbrei u. nimmt und auch *à la fourchette* frühstücken kann. Die *Estaminets* endlich sind allein den Kaffeehäusern anderer Länder zu vergleichen, es sind gewöhnlich Salons im ersten Stockwerk; hier nur stehen Billarde und hier nur wird geraucht. Jeder

Café hat seinen eignen Charakter. Wer prächtig bedient sein will, geht zu Béron auf den Boulevard, oder ins Café d'Orléans im Palais royal; wer gute Gesellschaft sucht, und sich auf die Eise versteht, besucht Tortoni; wen die Natur und Musik anzieht, bringt die Sommerabende im Café turc zu; im Café de Foy vereinigen sich die Leser, denn hier herrscht ein ewig unsichtbarer Geist der Ruhe und Stille.

Man hat dieser Tage einige neue Statuen im Jardin des Tuilleries aufgestellt, worunter sich vorzüglich die des Cincinnatus durch ihre schöne Einfachheit auszeichnet. Es ist eine wahre Freude in diesem Garten zu spazieren, nicht gerade der Anlage, sondern des fortwährend variirten Schauspieles wegen, welches die bunte Menschenmenge darbietet. Dieser Garten steht jedem Anständiggekleideten, wenn er nur einen Hut trägt, offen, und nur ein schmaler, offner Streif unter den Fenstern des Pallastes ist für den Privatgebrauch der königlichen Familie bestimmt; ein schmaler Graben oder *saut de loup* und ein zar-tes, eisernes Geländer trennt diesen Theil vom eigentlichen Garten, und dieses sind nun die Bollwerke, von denen die Zeitungen von 1831 ein solches Aufheben machten. — Die Franzosen machen es doch auch

gar zu arg, und der ärgste Republikaner muß hier die Partie eines Fürsten nehmen, dem man kaum ein Plätzchen gönnt, um ungestört zu spazieren, und der bei Aufläufen die Fenster seiner Wohnzimmer gegen ein Volk sichert, was ohne weitere Umstände hineinspringt. — Man hat diese Gartenecke mit den schönen Statuen des Apollo, der Diana, der Venus, des Paoloon u. verziert, und der Symmetrie wegen an die äußersten Ecken die des Hippomeneus, der Atalante, des Apollo und der Daphne im Lauf aufgestellt, obgleich hierdurch hinsichtlich der letztern ein offener Widerspruch entsteht.

Man ist in den Gobelins beschäftigt, Tapeten nach den übrigen Gemälden von Rubens, welche das Leben der Maria von Medicis vorstellen, zu machen. Außerdem hat man einige Tapeten nach Cartons von Rafael und nach Gemälden von Le Brun, Meynier u. unter den Händen. Fertig sahe ich Peter den Großen im Sturm nach Steuben, den Einzug Alexanders in Babylon nach Le Brun, Andromache nach Guerin und einige andre nach Mignard. Um die Tapeten zu wirken, wird eine Art großer Weberstuhl mit einer doppelten Reihe Fäden dicht bespannt; auf die Fläche, welche sie darbieten, werden die Umrisse des zu copirenden Gemäldes colorirt. Die Arbeiter sitzen an der

hintern Seite, und haben das Gemälde in horizontaler Lage, denn so werden sie gearbeitet, hinter sich; für jede Nuance besteht ein gefärbtes wollnes Garn, was auf längliche Rollen gewickelt ist. Ist das Garn mit der Farbe des Gemäldes verglichen und gewählt, so wird es um die gespannten Fäden geschlungen und damit bis an die Contouren fortgefahen, bis eine neue Farbe folgt. Die Fäden werden dann hinten abgeschnitten. Der Arbeiter sieht daher selbst nie, was er macht. An einer Tapete 10—12 Quadratfuß groß arbeiten drei Arbeiter ungefähr vier Jahre. Die Fußteppiche im Gegentheil werden von vorn gearbeitet; die herausstehenden Fäden werden dann bis auf $\frac{3}{4}$ Zoll Länge glattgeschoren, und ihre Spitzen bilden daher die sammetähnliche Oberfläche. Diese Methode gewährt den Vortheil, daß man, im Fall der Teppich schmutzig wird oder verbleicht, die Zeichnung erneuern kann, indem man die Fläche aufs Neue abscheeren läßt.

Es ist äußerst selten, in Frankreich schöne Frauen zu finden, die meisten haben, wie die ganze Nation, etwas Ausgetrocknetes, Braungebranntes. Ihre Manieren sind leicht, ohne elegant zu sein; sie sind herrschend ohne Würde, engageant ohne Reserve. Die Französinen haben weder das ernste und doch milde,

imposante Wesen der Engländerinnen, noch das reinweibliche Sentimentale der deutschen Frauen; Virgines sind hier häufiger als irgendwo zu finden, und die Lieblingshaltung Napoleons scheint allgemeine Mode unter den Frauen zu sein. Dagegen haben die Französinen ein unbegreifliches Uebergewicht in der Conversation, eine Suade, die nie versiegt, ein Talent, was, wie Yorik schon zeigte, manchen Mangel ersetzt. Sie wissen sich so zu betragen, daß in ihrer Gegenwart der Anstand nie aus den Augen gesetzt wird, und wissen prosaische, ja selbst die Scham verletzende Gegenstände auf eine Weise zu behandeln, daß die weibliche Würde nie dabei verwundet wird.

Die Franzosen haben eine ganz eigne Gabe gut zu sprechen; hier spricht jeder gut. Kinder schon drücken sich mit einer Deutlichkeit, einer Eleganz und Präcision aus, von der man sich kaum eine Idee machen kann. Eine Griset^{te}, oft des Lesens und Schreibens unkundig, wird im Theater Stunden lang über die verschiedensten Gegenstände, die sie auch nur unvollkommen kennt, schwagen. Sie wird ihre Unkunde nicht nur zu verbergen, sondern ihr einen Anstrich von Kenntniß zu geben wissen, der, wenn auch nicht belehrend, doch unterhaltend, mit einem Wort das ist, was die Conversation verlangt. — Der Franzos faßt

mit ungemeiner Leichtigkeit auf, und übersieht das Ganze mit einem Adlerblick, der auch in die Tiefen dringt, aber nicht da verweilt. Seine Sprache ist, wie seine Sitten, Convenienz, aber die reinste Logik beherrscht sie, daher die Präcision und Eleganz; daher aber auch eine gewisse Einförmigkeit, denn die Sätze werden zur Formel, von der man nicht abweichen kann, ohne dem Geiste der Sprache zu schaden, und der sich nie der Stempel der Originalität ausdrücken läßt; daher sprechen alle Franzosen schön, aber auch alle einerlei schön.

Paris ist das große Theater Frankreichs, auf dem jeder Franzos, der in der Welt weiter kommen will, auftritt. In gewisser Hinsicht selbst Schauspieler, zieht ihn auch das Vergnügen des Schauspiels vor allen andern an. Daher sind selbst jetzt noch die Theater fortwährend voll. Sonntags und Montags Abends drängt sich das Volk nach den kleinern Theatern, von denen sich aber nur die des Gymnase, des Vaudeville, des Palais royal und des Variétés über die Mittelmäßigkeit erheben. Das Théâtre des jeunes élèves von Le Comte steht auf einer zu niedrigen Stufe, als daß mich Lady Morgan noch ein Mal verleiten könnte; auch hier ist sie parteilicher Richter, und weiß, wie so manche ihres

Geschlechts, den Mittelweg zwischen Affection und Haß nicht zu finden. Die Kindertheater machen den Uebergang zu den Marionettenspielen, die ebenfalls sehr mittelmäßig sind, aber sehr pompös als *Ombres chinoises* betitelt werden. Dann kommen die mannigfachen Vorstellungen an den Ecken der Straßen, worunter auch die Gefechte mit Maikäsern gehören, die, aufrecht gestellt, mit dem Hut auf dem Kopf und Säbel und Schild an den Füßen, Gefechte vorstellen. Das Ganze beschließt das merkwürdige Theater der mikroskopischen Künstler auf den Boulevards, auf welchen gewisse kleine sechsbeinige Springer Gefechte mit goldnen Säbeln liefern, goldne Wagen ziehen, und dergleichen Künste mehr machen.

Die Professoren der Botanik machen während des Sommers wöchentlich des Sonntags eine Herborisation; ich schloß mich an die des Herrn A. Dr. Jusseu an. Das Rendez-vous war morgens um zehn Uhr, eine halbe Stunde vor Paris im Bois de Fleury. Es hatten sich mehrere hundert junge Leute aus allen Ständen und Völkern versammelt, um den Zug mitzumachen, selbst Frauen und Kinder fehlten nicht. Wie überall, so ist auch hier der Student der freieste Mann unter der Sonne, die vielen verschiednen Costüme, die enormen Strohhüte der einen, des Stuherrahn-

liche der andern geben solchen Zügen ein höchst abenteuerliches Aussehen; hier ist einer mit Hacken, dort mit Schaufeln, hier mit Messern, dort mit Netzen versehen, und überall herrscht Frohsinn; jener singt ein Freiheitslied, dieser trillert sich die Grillen weg, und auf die Signale der Pfeifen, Trommeln und Hörner versammelt sich die im Holz zerstreute Menge an einem gewissen Rendez-vous wieder; jeder holt nun seine Beute hervor, die Botaniker werden von allen Seiten bestürmt, sie müssen die Namen der Pflanzen sagen, ihre Charaktere aufzählen, ihre Eigenschaften angeben; jeder drängt sich, um etwas zu lernen oder seine Erfahrungen mitzutheilen; hier vergleicht ein Russe die Flora seines Landes mit der Frankreichs, dort rühmt ein Engländer seinen Smith, ein Deutscher seinen Willdenow und Sprengel, und ein Sicilianer beklagt sich, daß er keine Palmen und Cacten um sich sieht. Einige Stunden eines schönen Mathtages auf solche Art und in solcher Gesellschaft verlebt, gehören unter die genuß- und lehrreichsten Momente des Lebens. Das Lange und Hagere des Herrn Jussieu findet sich bis in die einzelnen Theile seines Gesichtes wieder; er trägt eine Brille, und obschon im besten Alter, scheint die Gewohnheit Schätze auf der Erde zu suchen, ihm zur andern Natur ge-

worden zu sein. Sein Vater, der unsterbliche Schöpfer des natürlichen Systems, steht wie ein verlassener Baum da im Urwald, unter den stämmigen Enkeln; das Alter hat ihn tief zur Erde gebückt, er geht tappend und mit Mühe, aber besucht doch noch allein das Herbarium. Wir folgten ihm des andern Tags, um ihn beim Treppensteigen zu unterstützen; oben angekommen, sagte er: **Messieurs, je vous remercie, mais je ne sais pas à qui je parle;** ich dachte mich in seine Lage, und war sehr gerührt.

Der **Jardin des plantes** ist ein Etablissement, was in jeder Hinsicht einzig in seiner Art ist. Wer die schöne Natur zugleich auch in ihrer Pracht genießen will, ergeht sich in diesem Paradies, und nur wenn ein nie gesehenes Monstrum Afrika's ankommt, füllen sich die reizenden Spaziergänge mit der gaffenden Menge der geschäftslosen Welt, die eben so schnell in ihre Stätte zurückkehrt, um die neue Erscheinung geschichtlich zu verewigen, während sie den Gelehrten die Mühe überlassen, es wissenschaftlich zu thun. Der eigentliche Pflanzengarten befaßt den größten Theil des Terrains, links, wenn man von der Seine herkommt, in Form eines Längestreifens; es ist eine Fläche, welche durch gerade, im rechten Winkel sich schneidende Alleen von Einden, Platanen,

Alanten, Catalpen 2c. in eine Menge Parallelogramme getheilt ist, die, mit einer Art von hölzernem Gitterwerk umgeben, eben so viele Gärten bilden, deren jeder eine besondere Bestimmung hat. Die mittlere Reihe Parterre besaß die lieblichen Schätze Florenz in bunter Verwirrung; von diesen Pflanzen gewinnt man den Saamen, von jenen zieht man Samen, und so vervielfältigt man die seltensten Pflanzen, um sie unter die Liebhaber zu vertheilen, und ihre Verbreitung leicht und allgemein zu machen. Andre zahllose Beete befaßen bloß Officinal-Pflanzen, welche unter die Armen, ebenfalls gratis, ausgetheilt werden; das große Parterre endlich, was nach dem Museum hin sich erstreckt, ist allein zur Zucht schön blühender Gewächse bestimmt, aus welchen sich die Schülerinnen Redoutés nach ihrer Phantasie Modelle zu ihren Arbeiten wählen. Der linke Theil des Gartens besaß eine Reihe kleiner Wäldchen, jedes von zu verschiedenen Zeiten blühenden Bäumen, so daß sich hier zugleich alle Rhythmen in den Lebenserscheinungen der Pflanzen und der vollkommne jährliche Kreislauf der Natur zeigen.— Die prächtige Menagerie ist in eine Menge verschiedenartiger Häuser und Hütten vertheilt, welche in den Anlagen im englischen Styl, die den rechten Theil des Jardins ausmachen, zerstreut sind. Bald sind

es lange Reihen Käfige mit eisernen Gittern, wie für die reißenden Thiere, aus den Classen der Säugethiere und Vögel. Die Grasfrässer weiden auf umzäunten Plätzen, die sich strahlenförmig von den Hütten oder Häuschen, welche ihnen als Obdach dienen, ausbreiten. Die vielen Merkwürdigkeiten, welche dieser Theil des Gartens liefert, locken fortwährend ein zahlreiches Publikum an, was sich vorzüglich an den possirlichen Sprüngen der Bären ergötzt, welche in tiefen, ansgemauerten offenen Gruben hausen. — Die Gebäude, welche den Garten an der hintern Seite umgeben, enthalten theils die reichen Sammlungen des Museums, die Bibliothek desselben, oder sind zu Wohnungen für die vielen Beamten, welche die Aufsicht über das Etablissement haben, eingerichtet.

Man hat seit einiger Zeit ein neues Drama von Victor Hugo, Angelo benannt, auf die Bühne gebracht; bei solchen Gelegenheiten ist das Volk wie wüthend, und es kostet Geld und Zeit, um nach ein Duzend Vorstellungen auch ein Plätzchen zu bekommen. V. Hugo stellt sich an die Spitze der sogenannten romantischen Schule, welche die meisten Franzosen in gutem Ernst, als ein ausländisches Gewächs aus England und Deutschland herübergepflanzt, ansehen. Um dieses Stück, was mich sehr unterhielt,

denn Mlle. Mars spielte, zu beurtheilen; um überhaupt die neue Schule zu beurtheilen, gehört eine gewisse Erziehung, ein gewisses Gefühl, und ein gewisser angeborener Takt; wer diesen hat, urtheilt und schweigt. Dem Volk gefielen vorzüglich Passagen wie: *Vous m'interrompez; — vous voyez bien qu'il m'interrompe, oder: vous le savez; — vous voyez bien que je le sais;* aber ich konnte nicht wie der *Tyrann de Padoue* unter so vielen Horreurs ruhig bleiben, und waren es diesmal die Verse nicht, welche mich auf die Tortur brachten, so war es der Greuel des Stückes selbst. Auch schien es mir sonderbar, daß ein so umsichtiger Tyrann, wie der Podesta, Fremde und zwar gemeine Diener nach den geheimen Wegen seines Palastes fragen muß. — Niemand kann leugnen, daß Herr B. Hugo Imagination hat; er besitzt auch Kenntnisse, aber das ist nicht genug, man muß auch dem Geist die Richtung zu geben wissen, ohne dabei nach einem gewissen Effect zu zielen. — Es ist leicht, in unsern Zeiten die Volksgunst zu erhaschen; man braucht nur auf die Fürsten zu schimpfen, und ihre Versehen in grellen Zügen zu schildern; man thut dieß nicht nur, sondern vergeht sich selbst so weit an der menschlichen Natur, daß man das Laster in gewisse Formen

bringen will, und gewisse Typen dafür aufstellt, die aber der Wahrheit eben so wenig ähneln, als jene neumodischen, englischen Kupferstiche, auf welchen eine schwarze Nacht mit einigen weißen Flecken bekleckt ist.

Man hat einen sehr falschen Begriff von Paris, wenn man, wie gewöhnlich, glaubt, daß es eine schöne Stadt sey; es ist wahr, daß Städte, wenn sie nicht mit einem Mal und nach einem gewissen Plan angelegt sind, wie St. Petersburg, Potsdam, Mannheim &c., nie schön seyn können; aber Paris ist es weniger als alle andre. Nimmt man die königlichen Schlösser und Gärten, das einzige Palais royal, die Place de la Bourse, einen Theil der Boulevards und die Rue royale, de la paix, Vendome und Rivoli, oder überhaupt den Theil, den man betritt, wenn man von dem Arc de l'étoile kommt, aus, so bietet Paris nur einen Haufen unregelmäßiger Gebäude dar, deren Schönheit im Einzelnen sich beim Totalanblick verliert, und welche durch die grauen, rauchigen Steine, durch kahle Giebel und bizarre Schornsteine der Stadt ein düsteres, höchst trauriges Ansehen geben. Auf den nackten Quais herrscht im Sommer eine unerträgliche Hitze; die Sonnenstrahlen von dem weißlichen Boden zurückgeworfen, blenden das Auge, und weht ein lindernder Wind,

so ist man fortwährend in Staubwolken eingehüllt. Auch von oben, oder von der Ferne, wie vom Panthéon, Notre dame, von Père la Chaise oder selbst von Bellevue, gesehen, hat Paris nicht das Imposante, was man erwarten sollte. Die Menge Gärten, Alleen, Plätze, die vorzüglich der westliche Theil einschließt, machen, daß das Terrain der Stadt ungemein ausgebreitet ist; dadurch und ihrer Niedrigkeit wegen, verlieren sich die meisten großen Monumente der Baukunst in der allgemeinen Masse, oder haben wegen ihrer Kleinheit zum Ganzen nicht das Imposante, was sie, einzeln betrachtet, darbieten. — Aber auch die nächste Umgegend der Hauptstadt, oder das Thal, in welchem sie liegt, mit den Hügeln, die sie umgeben, ist weit entfernt, einen erfreulichen Anblick darzubieten; zwischen der sparsamen Vegetation guckt hier überall ein weißlich grauer Kalk hindurch, der sich nicht zur Bildung des Humus hergiebt; denn die obersten Lagen des unfruchtbaren Salzwasser-Aluviums gehen hier überall zu Tage aus, und sind nur in weiterer Entfernung durch einen fruchtbareren lehmigen Boden bedeckt, der den Pflanzenwuchs befördert. Aber auch hier ist noch keine Natur zu finden, überall tritt einem der Mensch mit seiner Kunst entgegen, und wie er selbst nur der Kunst verdankt, was

er ist, so hat er auch die Natur zu sich heraufgebildet und zu einem weiten Park umgeschaffen, gleichsam als ob sie ihm nur so würdig zur Seite stehen könnte.

Eine große Menge Wagen aller Art, den gewöhnlichen Diligencen mehr oder weniger ähnlich, unterhalten eine fortwährende oft stündliche Communication mit der Hauptstadt und den umliegenden Flecken und Dörfern, den sogenannten Environs. Unter jenen Behikeln ziehen vorzüglich die Kuckucke die Aufmerksamkeit des Fremden auf sich; zwischen zwei ungemein großen Rädern schaukelt ein Kasten nach Art der Diligencen gebaut, der, obschon er klein ist, dennoch sechs Personen befaßt; drei andre, den Kutscher mit gerechnet, sitzen auf dem Bock, der im Nothfall auch vier Personen ohne den Kutscher aufnimmt, welcher sich dann an die Basis der Deichsel setzt. Ein solcher Karren, durch ein einziges Pferd gezogen, legt seine Reise mit ziemlicher Schnelligkeit zurück, und da sich niemand in großen Städten genirt, so bedienen sich alle jene Touristen, welche keine eigene Equipage haben, derselben. Des Sonntags vorzüglich bieten die Menge jener in Bewegung gesetzten und mit einer bunten Menge bevölkerten Maschinen ein wahres Gaudium dar, dann auch sind die Preise er:

höht. — Auf einem solchen Fahrzeug schifften wir uns vor einigen Tagen ein, um die Fahrt, welche ich eine Luftfahrt nennen möchte, nach Montmorency zu machen. Der Weg dahin führt meist durch Felder und erhebt sich allmählig gegen Montmorency hin, um sich dicht beim Dertchen, in die sogenannte Vallée de Montmorency hinabzusetzen, welche eigentlich und im Gegensatz der gegenüber liegenden Hügel, nur eine sanft ausgehöhlte Fläche ist. Gene Hügel sind mit Gehölz bedeckt und von Wegen durchschnitten, an denen man den bekannten *Silex meulière* zu Tag fördert, welcher zu unterirdischen Bauten verwendet wird. Mehr die Erinnerung an die großen Männer, welche diese Gegend in Ruf brachten, als wohl die romantischen Siten, ziehen eine Menge Fremde hierher, welche die leichte Mühe des Steigens scheuend, von dem Rücken eines geduldigen Fels herab, die schöne Natur genießen. Steigt man den abschüssigen, kahlen, aber durch große Châtaigners beschatteten Rücken des Hügel gegen das Dorf hinab, so stößt man auf eine Reihe Gärtchen, welche die sogenannte Eremitage Rousseau's umgeben. Das kleine Gartenzimmer, in welchem der bizarre Philosoph seine *nouvelle Héloïse* schrieb, und welches auch *Grétry* bewohnte, besteht noch, aber das unansehnliche

Häuschen, welches es befaßt, ist mit andern größern Gebäuden umringt, und die einfache Natur, welche es umgab, ist zu einem niedlichen Kunstgärtchen umgeschaffen worden, welcher, wie die darin enthaltenen Denkmäler, nur mit zu viel Sorge unterhalten werden. Der stämmige Rosenstock, durch die bekannte Ode Rousseau's verewigt, grünt immer noch vor der Eremitage; etwas entfernter zeigt man, an den Seiten eines Wasserfalls in Miniatur, zwei Lorbeerbäume, eigenhändig von Rousseau und Grétry gepflanzt. In dem schattigsten Winkel des Gärtchens steht die Chaumière, welche der Dichter selbst aus Baumästen, Schlacken, Steinen und Lehm zusammenfügte, um darin den Künstler zu begeistern, der sich selbst auch den Musikhalter grob aus Zweigen, in Form einer Lyra, zusammenflocht, gleichsam um die Nachwelt an die Bestimmung dieses reizenden Plätzchens erinnern zu wollen. Nahe dabei hat Frankreich den lächerlichen Streit zweier Nationen, die sich jede einen Mann aneignen wollten, der der ganzen Welt gehört, und noch weiter die zu gefühlvolle Wirthin Rousseau's ihre verschmähte Liebe auf Stein verewigt. In dem kleinen Zimmerchen bewahrt man noch einige Stücken des Bettes, worauf Rousseau schlief; die ländliche hölzerne Tafel, auf welcher er seine Heloise schrieb;

seinen Barometer und andre Kleinigkeiten. An das Andenken Grétry's erinnert seine Lieblingstafel; das bunte leinwandne Schnupftuch, was er vor seinem Tod um den Kopf trug, und was bei weitem am merkwürdigsten ist, das Clavier, auf welchem der junge Componist seine ersten Versuche machte; ein erbärmlicher Kasten, kaum einige Zoll hoch und ohne Füße, ein wahres Hackebret, aber mit Tasten. — Wie ganz anders war es mir damals zu Muth, als ich im festlichen Kreise die großen Compositionen Grétry's bewunderte; wie ganz andern jezt, als ich mich vor dem elenden Instrument befand, dem sie vielleicht ihr Daseyn verdanken; ich war betroffen und beschämt zugleich, und fühlte nur zu gut, daß wir das außer uns finden, was unsre großen Meister in sich zu suchen gezwungen waren: die Kunst. Es war schon spät am Tag, als wir zu St. Denis anlangten. Die berühmte Abtei wird jezt im alten Styl restaurirt, und wird, was auch das Innere betrifft, wenn alles fertig ist, zugleich ein imposantes und schönes Denkmal der gothischen Baukunst seyn; vorzüglich jezt stehen, da alles neu ist, die bunten Fenster sehr angenehm gegen die weißen höchst eleganten Verzierungen ab. — In der Kirche selbst stehen die Monumente, Franz I. und Claude de France zu Eh-

ren errichtet, ein Sarcophag mit Figuren, unter einem Tempeldach von dorischen Säulen getragen; alles von weißlichem Marmor. Ferner das von Henri II. von grauem Marmor, mit bronzenen Figuren, welche jenen, die das Grabmal des großen Wilhelms in Delft umgeben, würdig zur Seite stehen. Endlich der Sarcophag Louis XII., von den Statuen der Apostel umringt, welche unter den Arcaden, die das Dach tragen, stehen. In den unterirdischen gewölbten Gängen hat man die in der Revolution zerstörten Gräber der Könige wieder hergestellt. Man zeigt die Grabsteine Clovis I., Clotar II., Childeberd u., auf welchen die alten Könige, wenigstens in Stein ruhen, den der Fredegonde, mit ihrem Bild in Mosaik, die von Clovis II., Charles Martel, Pepin, Carleman und andrer; die goldnen und bunten Figuren auf den Gräbern aus den Zeiten des heiligen Louis, und so herab die Gräber der Fürsten bis auf unfre Tage; ferner die Stammtafeln der verschiedenen Dynastien und noch viele andre sehenswerthe Monumente, die der Fremde immer nur oberflächlich betrachten kann, weil der Geduldsfaden des Führers kürzer ist, als der seinige.

Des andern Morgens um 5 Uhr langten wir in Fontainebleau an. Das Städtchen liegt mitten in

den ausgedehnten Wald, der durch schöne Heerstraßen durchschnitten und theilweise in einen großen Park verwandelt worden ist, aber eine wilde Natur widerseht sich rund herum dem um sich greifenden Scepter des Menschen; enge Thäler, zwischen parallel laufenden Hügelreihen, eben so unfruchtbar als die Heiden, welche sie begrenzen, wechseln hier mannichfaltig mit majestätischen Waldungen ab. Kolossale Sandsteinblöcke liegen überall, selbst bis auf die schneidenden Rücken der Hügel, auf eine höchst pittoreske Weise zerstreut, und erinnern an jene unbegreiflichen Urkräfte, die in einem frühern Zustand des Chaos wütheten, oder an jene ungeheueren Fluthen, welche Felsen über Thäler und Meere wegführten, um sie auf Flächen zu zerstreuen oder die benachbarten Berge hinaufzuwälzen. Die jetzige Natur scheint hier seit jenen Stürmen, welchen sie ihr Daseyn verdankt, zu ruhen; aber sie ruht nur, weil unsre Existenz zu kurz ist, den langsamen Gang ihres Schaffens Jahrtausende hindurch zu verfolgen. Hier drängt sich ein junger Baum durch die Spalten eines Felsens, der seine Wurzeln beschattet; üppig schießt er empor; der Stein weicht seiner Kraft, durch die mannichfaltige Einwirkung der Atmosphären seiner Stütze beraubt, senkt er sich in die Tiefe hinab und den Rücken, auf

dem sich früher grüne Eidechsen sonnten, bedeckt schon längst ein feuchter Lehm. Dort hat der Regen einen ungeheuern Bloß ausgewaschen, und eine vollkommne Höhle in dessen Innerm gemacht; bald sammelt sich das Wasser darin; es bedeckt sich mit grünem Stoff, es bilden sich Conserven; Wasserinsecten legen ihre Eier hinein, Frösche finden einen sichern Zufluchtsort, und so bildet sich eine neue Welt, ein wahrer Microcosmus im Gegensatz der umgebenden Natur. Mehrere bei uns nicht heimische Pflanzen, und die schöne *Aspis Viper* erinnern an den milden Himmel Italiens und der Provence. — Das Schloß selbst imponirt weder durch seine Masse, noch durch Schönheit; es besteht aus einer Menge weitläufiger Gebäude, die sich bald als Pavillons erheben, bald als Flügel ausstrecken und mehrere Höfe einschließen, die eben so unregelmäßig sind, als die Paläste, welche sie umgeben. Ein schöner daranstoßender Teich, mit einem kleinen Pavillon in der Mitte, theilt die Gärten, welche theils symmetrisch, theils im englischen Styl angelegt sind. Es ist ein eignes Gefühl, was einen beim Eintritt in den großen Schloßhof ergreift, wenn man die verflossenen Jahrhunderte im Flug vor dem Geist vorbeiführt, und sich vorbereitet, um den Schauplatz zu betreten, welcher Zeuge so vieler großen Sce-

nen war. Von jener plumpen steinernen Treppe, in Form eines Hufeisens, stieg Napoleon herab, um seinen treuen Garden die schweren Abschiedsworte zuzurufen. Dort ist das Zimmer, in welchem er den letzten großen Kampf um seine Krone mit sich selbst foht, und ihn vielleicht damals schon nur in der Hoffnung bestand, bald aufs Neue neue Kämpfe anfangen zu können; man hat der Nachwelt die Tafel aufbewahrt, auf welcher ein leichter Federstrich die Früchte seiner vieljährigen Eroberungen, welche das Blut so vieler Tausende kostete, vernichtete. Dicht an dieses Zimmer stößt sein ehemaliges Schlafgemach, mit dem goldnen Bett, auf welchem er vielleicht seine Siege überdachte, und von Triumphen träumte. Der Familiensaal folgt hierauf, derselbe, in welchem Heinrich IV. den aufrührerischen Byron gefangen nehmen ließ, um ihn Tags darauf hinrichten zu lassen; er ist mit einer Tafel, deren colossales Blatt $6\frac{1}{2}$ Fuß im Durchmesser hat, und die Wände mit Delgemälden in goldnen Schnörkelrahmen eingefast. Man kommt nun in den Thronsaal, und aus diesem in das prächtige Boudoir und Schlafzimmer für Maria Louise hergerichtet; dann in den Salon da la Reine, mit prächtigen Gobelin's verziert; in den Salon des nobles, in welchem Louis XIII. geboren wurde; in das Zimmer Louis IX., und

aus diesem auf die enge steinerne Treppe, die den Haupteingang zum Flügel bildete, welchen dieser heilige Fürst anlegen ließ. Man tritt nun in die **Galerie de Henri II.** und der **Diana de Poitiers**, in welchem man jetzt die Fresken, die Nicolo nach den Zeichnungen des Primatice malte, auffrischt, und die, wie andre Zimmer des Schlosses, restaurirt werden; ferner in die **Galerie de Francois I.**, an deren langen Wänden hölzerne Bänke in Form von Sophas angebracht sind, und welche ebenfalls mit Fresken meist von Primatice bemalt sind, endlich in die **Galerie** und den **Salon der Diana**, welche unter Napoleon prächtig verziert und nach und nach mit Meisterstücken von Poujol und Blondel geschmückt wurden. Es folgen nun eine Reihe von Zimmern in modernem Styl meublirt, und meist mit Tapeten aus den Gobelins versehen, von welchen sich nur die in dem **Salon de réception** gut erhalten haben; es sind dieß dieselben Zimmer, in welchen der ritterliche Franz seinen unvorsichtigen Nebenbuhler, welche in neuern Zeiten der spanische Erbkönig Carl IV. bewohnte, und welche sich der Papst selbst zum freiwilligen Gefängniß wählte, um Messen zu lesen, und später das wichtige Concorbat zu unterzeichnen. Das Schloß besaß außerdem einen geräu-

migen Schauspiel und die schöne Capelle, von François I. errichtet, und mit Fresken aus der Zeit Louis XIII. verziert; aber die Galerie, in welcher eine beleidigte Frau, in einem schnellen Uebergang der Liebe zum Haß, ihren Liebling unerbittlich ermorden ließ, ist in eine Suite moderner Zimmer verwandelt worden.

Unter allen königlichen Lustschlössern ist das zu Versailles unstreitig das schönste und imposanteste, und bei weitem das regelmäßigste. Auf einem sanften Hügel erbaut, bildet der Schloßplatz mit den gegenüberliegenden Pavillons, den Ställen, einen ungemein großen runden Markt, von welchem nach drei Seiten, strahlenförmig, prächtige Heerstraßen, als breite Alleen nach Paris und St. Germain laufen. An die hintere schöne Fagade des Schlosses, der des Louvre etwas ähnlich, stößt der weltberühmte Garten, dessen symmetrische Beete, künstliche Springbrunnen und geschorne Bäume, wie Verlassene dastehen, die den Spaziergänger mittheilsvoll anschauen, und nach Perrücken und Reifröcken seufzen. Ich dachte an das Mark der Millionen, die man verschwendete, um alle Strahlen in der einen Sonne zu vereinigen, die Frankreich erleuchtete, aber es nicht erwärmte. — Gleichfalls nutzlos stehen tief im Park die beiden Trianons,

Lustschlösser im italienischen Styl, zur Erinnerung an die Regierungen der Maintenon und Pompadour; diese großen Gartenhäuschen sind höchst geschmackvoll und elegant, und dennoch einfach meublirt. Die Zimmer sind meist in blendend weißen Stucco, bald durch marmorne Säulen unterstützt und meist mit sparsam angebrachten goldnen Verzierungen oder Spiegelwänden. Man bewundert darin einige göttliche Landschaften von N. Poussin, des alten Bernet van der Burgh, eine Marine in Guache von Noël, ein Schneegezicht von van Loo, Portraite von Rembrandt, Nattier, die Jahreszeiten von Girodet; ferner prächtige Meubeln von Malachit, und das ehemalige Schlafzimmer der Josephine, was ganz mit blauem und weißem Atlas austapezirt ist. Die prächtige Capelle im Schloß zu Versaille ist mit Fresken von Goyzel geschmückt; Bogengänge und Säulen unterstützen die Galerien, welche wie die Thüren reich vergoldet sind; der Fußboden endlich ist mit buntem Marmor, wie Mosaikfiguren, ausgelegt.

Da man im Innern des Palastes große Restaurationen vornimmt, und Niemand zugelassen wird, so eilten wir über Marly nach St. Germain en laye, um das alte Schloß in Augenschein zu neh-

men, was Franz I. größtentheils aufbaute, und wozu er, wie man sagt, die Form eines Delta, als Initiale des Wortes *Diable*, wählte. Die breiten Gräben, welche es umgeben, die runden Thürme, deren bizarres Emblem, der Salamander, ihren Urheber verräth; die groben Verzierungen *en brique* auf den Grobkalkquadern, von welchen es erbaut ist, angebracht; alles trägt dazu bei, diesem Gebäude das Ansehen einer alten Burg und nicht eines Schlosses zu geben. Seit des großen Ludwigs Zeiten unbewohnt, diente es bis zur Juli-Revolution als Caserne, und wird jetzt zu einem Militair-Gefängniß hergerichtet. Daher ist alles im Innern demolirt, und nur die niedliche Kapelle, welche man vorläufig der protestantischen Gemeinde eingeräumt hat, und einige Zimmer hat man, ihres historischen Interesses wegen, verschont; und man hat recht daran gethan, denn was ist wohl so beklagenswerth, als eine betrogne Frau und ein gestürzter Fürst! Wer kann ohne Theilnahme das ehemalige Boudoir der gefühlvollen *La Valière* betreten! der unglücklichsten aller Maitressen, weil sie die beste und edelste war. Es ist ein niedliches Zimmerchen, von dem man eine prächtige Aussicht genießt und dessen Wände ganz mit Spiegelmedaillons in goldnen Rahmen aller Formen bedeckt

sind. An dem marmornen Schornstein las ich folgende passende Zeilen, einige Jahre früher von B. Hugo eingekrakt:

Ici vous vous aimiez, toi tendre, lui vainqueur,
Lui roi par ses aïeux, toi reine par le coeur.

Die Zimmer, in welchen Jacob II. sein trauriges Daseyn beschloß, sind ebenfalls ihrer Verzierungen beraubt; in einer Nische, in einer Art kleinen dunkeln Alkovens angebracht, stand früher ein Heiligenbild, vor dem der verstorbene Fürst den Trost suchte, welchen ihm die Welt versagte. Seine Gebeine ruhen jetzt unter einem marmornen Denkmal, welches man ihm zum Andenken in der nahen Kirche setzte. — St. Germain wird des Sonntags so besucht, daß alle halbe Stunden ein Wagen nach Paris abgeht; seinen reichen Rentiers und der gesunden Luft wegen, berühmt, hat es auch in den letzten Jahren seinen Ruf bewahrt, weil es durchaus von der Cholera verschont blieb; die Umgegend gehört unstreitig zu den reizendsten der Hauptstadt, und bietet vorzüglich in dem prächtigen Wald, an dem das Städtchen stößt, eine Menge pittoresker Scenen dar.

Die Franzosen scheinen ihren großen Landsmann Boildieu vergessen zu haben, doch dieß ist unmöglich; vielleicht ist er nur aus der Mode gekommen, und

dann wünsche ich ihm Glück dazu, denn auch der Geschmack kehrt zurück, und altmodisch wird Freund Boildieu nicht, wenigstens bei uns nicht. Ich mußte also aus Paris fort, ohne etwas von ihm zu hören, denn mit einem Akt der *Dame blanche* war mir nicht gebient. — Man giebt in Paris auch zuweilen deutsche Opern; so führt man seit einigen Jahren den *Don Juan* in der *Académie royale* auf. Ueber dieses vortreffliche Institut kann nur eine Stimme seyn, und hier muß der Neid selbst verstummen. Es ist eine Pracht in den Decorationen, eine Präcision und Nettheit in der Ausführung des Gesanges, ein *à plomb* in dem colossalen Orchester, die nicht anders als erfreuen können. Ueberhaupt ist alles nach einem so großen Maasstab entworfen, daß die geringfügigsten Vorstellungen immer etwas Imposantes behalten. Die französischen Sänger haben gewöhnlich das vor, daß sie fast immer auch gute Schauspieler sind, und wenn man die Corpulenz *Nourrits* ausnimmt, so gehört er, wie die meisten übrigen Mitglieder, unter jene Leute, die durch das Aeussere Eindruck machen, und in bloßer Pantomime dem Plastiker zu studiren geben. So ist *Vafont* z. B. in *Gustave III.* ein wahrer König, aber daselbe läßt sich nicht immer von den weiblichen Mit-

gliedern sagen; überhaupt stehen ausgezeichnete Leute fast immer nur einzeln da, und hat die Natur einmal etwas Großes hervorgebracht, so scheint sie lange ruhen zu müssen, um sich wieder auf einen ähnlichen Schöpfungsact vorzubereiten. Man hat in neuern Zeiten die Gewohnheit sanctionirt, beim Ausführen von Musikstücken die Tempos etwas rasch zu nehmen; für gleichzeitige Compositionen mag dies gehen, aber nicht für ältere, welche dadurch ihren Charakter verlieren. Da die Franzosen nun ohnehin noch weit geschwindere Tempo nehmen, als wir, so ist es natürlich, daß ein altdeutsches Ohr an diesem modernen Don Juan nicht den Genuß finden kann, den es erwartete. Aus entgegengesetzten Gründen wird aber auch ein Franzos unbefriedigt aus einem deutschen Theater gehen, worauf man französische Stücke gab.— Uebrigens wurde das Stück meisterlich gegeben, wenn man einige Capricen der französischen Schule, wie z. B. das Ziehen und gewisse Individualitäten, von denen ja oft der größte Mann nicht frei ist, ausnimmt.

Man hat auch das Meisterstück Webers für die französische Bühne zugestuft, und ich wohnte einer Vorstellung des sogenannten **Robin des Bois** in der **Opéra comique** bei. Die **Duverture** wurde

vortrefflich ausgeführt, aber die Franzosen haben nicht Geduld genug, solch ein Meisterstück zu würdigen; es ist nichts Seltnes Jemanden, nicht etwa im Parterre, sondern Leute vom ersten Rang, zum Nachbar zu haben, die bei Gesangspassagen mit singen, und sich durch nichts als irgend eine Modulation abschrecken lassen und aufhören; dagegen sitzen sie bei Balletten oder sonstigem Spectakel mühsenstill. Das Stück selbst ist auf eine barbarische Weise verstümmelt. Die Rolle des Fürsten ist unterdrückt, und die Spottarie Rilians dem Kasper in den Mund gelegt; der schöne Marsch im ersten Act, das Schelm halt fest, Einst träumte, Rothe Augen u. ganz weggelassen; Arien aus andern Opern Webers, im veränderten Tact, eingelegt; die göttliche Cavatine hat man, seitdem deutsche Sänger in Paris waren, aufgenommen, aber man verdirbt sie durch Schnörkel, und macht wie an die meisten übrigen Arien einen **pannus purpureus**, einen französischen Schwanz daran. Ueberhaupt begreift man hier Charaktere, wie Agathe und Kennchen, tragische gefühlvolle Gemüthlichkeit und Naivetät mit unverdorbnem Leichtsinn, gar nicht; Agathe ist hier die Weltdame und Kennchen die Sou-brette. Man weiß kaum, daß die Fabel von einer Volks-sage entlehnt ist, und von der Sage vom wil-

den Jäger, wüthenden Heer und ihrem Ursprung, worauf doch die Wolfsschluchtszene beruht, weiß man gar nichts. Daher ist auch das Stück hier ganz anders aufgefaßt, die Scenerie unverständlich, und die Wolfsschlucht zur Hölle geworden, auf der Teufel mit Schwänzen, den Samiel an der Spitze, tanzen, oder zur Gartüche der Herren, in welcher Affen und Frösche den Bratspieß drehen. Der Schluß der Oper ist ebenfalls verändert, aber die Auflösung dadurch eben so unverständlich als im Original geblieben.

den 4. Junius.

Ich verlasse Paris, aber ich verlasse es ungern und mit traurigem Herzen. Das unstete Treiben der Franzosen, trotz allen daraus entspringenden Fehlern, zieht dennoch an. Immer unruhig, ist man auch immer thätig, und Paris ist der große Schauplatz, auf dem sich jeder herumtreibt, sich fortwährend reibt und wie die schaffende Natur nie still steht. Hier drntet man schnell den Lohn seiner Verdienste; man wird beklatscht oder ausgelacht; das eine dient zur Anspornung, das andere zur Verbesserung, und so nur entwickeln sich die großen Geister, die die Natur aus dem Haufen emporhob. Wie manches schöne

Talent bleibt nicht in andern Ländern unbenuzt, oder liegt unbeachtet in einem Winkel, weil ihm die Gelegenheit fehlt aufzutreten, oder weil er zu stolz ist, sich unter den Haufen zu mengen, die schon für eine gewisse Bestimmung in die Wiege gelegt wurden, oder weil der Adlerblick eines Friedrichs oder Napoleons fehlt, der ihn aus dem Haufen heraus findet.

Nancy.

Der Weg von Paris hierher führte uns durch den schönen Wald und das Dorf Bondy, wo Chilperik II. und Aubry ermordet wurden, dessen treuer Hund seinen Herrn rächte, wofür er in den Annalen der Geschichte verewigt wurde, und neuerlich in denen des Schauspiels eine so traurige Epoche machte. Wir stiegen nun an die reizenden Ufer der Marne hinab, nach Chateau-Thierry, den Geburtsort des trefflichen Lafontaine. Nun fahren wir an den kahlen Weinbergen dahin, welche den köstlichsten aller Nektare, den Champagner, liefern, der hier schlecht weg Vin d'Epernay heißt. Hinter diesem Städtchen stößt man plötzlich auf die flachen Hügel der Kreideformation und steigt bis Vitry in eine ausgebreitete Fläche hinab, die sich erst gegen Bar hin wieder er-

hebt, und dann oft das traurige Ansehen einer Wüste darbietet. Erst als wir die Maas passirt hatten, welche ich ohne meine Karte nicht wieder erkannt hätte; und gegen die Mosel hin, kommt man in die schönen holzreichen Gegenden, welche Lotharingen so sehr von der unfruchtbaren Champagne auszeichnen; wir fahren endlich in das weite Thal hinab, an dessen Eingang sich Nancy sehr malerisch hindehnt.

Die Bewohner von Nancy haben vor einigen Jahren ihrem Wohlthäter Stanislaus zu Ehren die Statue dieses Fürsten auf dem schönen Markt, der seinen Namen trägt, errichtet. Stanislaus ließ bekanntlich die sogenannte Neustadt mit einer Menge höchst symmetrisch gebauter Paläste und reizender Gartenanlagen verzieren; so übersieht er gleichsam nach seinem Tode noch die Früchte seiner Thaten, die seinen Namen, mehr als der Königstitel, segensreich machten. Denn von seinem Standbild aus hat man hinter sich das Rathhaus, auf den Seiten die symmetrischen Paläste, welche die Theater, das Conservatorium u. dgl. befaßten, und zwischen denen sich lange Straßen hinziehen, an deren Ende man Triumphbogen erblickt; in den vier Ecken eiserne und vergoldete Gitterwerke, wovon die vordern Fontainen aufnehmen; vor sich endlich den großen Triumphbogen,

hinter welchen sich die längliche *place des Carrières* mit ihren Alleen hinstreckt, die durch eine Ktonde von Arcaden und das *Hôtel de la préfecture* beschloffen wird. Von hier stößt man auf das Gebäude, was den Herzogen von Lotharingen zum Palast diente, und dessen gothisches Portal statt der Sculpturverzierungen, deren man es beraubte, schmuckenden Gräsern zur Stütze dient. Man kommt nun zur *église de cordeliers*, in welcher die Monumente der alten Herzoge von Lotharingen stehen. Geschichtlich merkwürdig ist das des *Gérard d'alsace*, ersten Herzogs von Lothringen (1043), weil es die Kunst in ihrer ersten Rohheit zeigt, beinahe auf der Stufe, wie sie heute bei den Kamtschadalen und Grönländern steht; es sind zwei kleine Figuren mit länglichem Gesicht, die in einer Nische stehen. Einige andre auf Sarkophagen liegende Figuren der Herzoge aus dem 14. Jahrhundert zeugen, wie langsam die Kunst im ersten Entstehen fortschreitet, oder daß sie Jahrhunderte hindurch gleichsam stillsteht, bis sie vom blinden Nachahmungsgeist losgerissen, auf ein Mal Riesenschritte macht, und erst nun zur Kunst wird, oder diesen Namen verdient. Den Künstler zieht außer einem liegenden Christus in der Capelle, die Statue der Prinzessin von Gel-

bern, von einem Schüler Michel Angelo's, und das Monument des Cardinals von Baudemont, an; den Historiker, das prächtige Mausoleum des Befiegers Karls des Kühnen, was wegen der vielen blauen und rothen Fächer, die mit vergoldeten Arabesken verziert sind, vorzüglich ins Auge fällt. In der sogenannten *Chapelle ronde* sind die Sarkophage von schwarzem Marmor, der Fürsten von Lotharingen in Fächern, von schwarzen Säulen begrenzt, aufgestellt, welche Genien von weißem Marmor einschließen. Die neuen Fenster von buntem Glas erleuchten das Ganze durch ein farbiges Halbdunkel; man erblickt zwischen denselben die Wappen der Herzoge, über denselben ihre Portraite. Die Kuppel ist ganz mit allegorischen Verzierungen, welche auf die Schöpfungstage Bezug haben, bedeckt. Die Kirche besitzt das Gemälde von Paul Veronese, genannt *le martyr de St. Laurent*, was die Einwohner der Stadt für das Original halten. — Ich war nicht wenig erstaunt in der kleinen Gemäldesammlung auf dem Rathhaus, welche Stanislaus ihr Entstehen verdankt, einige Meisterstücke zu finden. Wie erfreut war ich, ein schönes Gemälde des Mannes zu finden, der den Raphael bildete; ganz denen des Lucas von Leiden, van Eyck u. ähnlich, kannte auch Perugino

das Helldunkel nicht; die bunten Farben begrenzen sich schroff, die niedlichen Figuren ähneln sich alle und stehen wie symmetrisch gedrehselt da; aber dennoch ist die Zeichnung oft rein, die Engelsbilder sind schön, und wenn keine Wahrheit in dem Ganzen herrscht, so ist es, weil man die Kunst nicht zu erreichen wußte, und nicht, weil man, wie in unsern Tagen, über dieselbe hinausreicht. Aus der italischen Schule sind ferner besonders sehenswerth die Erscheinung Christi von Guido Reni, Sixtus V. von Sachi und einige kleinere Gemälde von Barochi, P. de Cortone, Parmesano, Annibal Carracci, Guercino, Bassano &c. Leider kann man nicht immer mit Sicherheit darauf rechnen, ob alles Originalstücke sind. Aus der ältern französischen Schule besitzt das Cabinet einige hübsche Sachen von Jouvenet, Mignard, Meunier, Champagne, Cappel und das Portrait des Stanislaus von Girardet; aber diese Gemälde hängen zu zerstreut, um den Charakter dieser Schule aufzufassen. Auch mehrere Prachtstücke aus der flamändischen Schule haben sich hierher verlaufen, worunter vorzüglich merkwürdig die meisterliche Pest zu Mailand von Gaspar Crayer und ein Paar alte Weiberköpfe von Jordaens. In der Kirche Notre dame,

schlechtweg *du bon secours* genannt, stehen die Mausoleen Stanislaus und seiner Tochter, der Gattin Louis XV. Nischen, Sarkopag und Pyramide sind von buntem Marmor, worauf die weißen Figuren hübsch abstecken. Auch hier fiel das Licht in den Chor, durch bunte (nicht gemalte) Fenster nach dem neuesten Styl, was ein eignes mystisches Farbenspiel hervorbringt, welches das Auge schmeichelt, aber verdirbt.

Auf die große Hitze folgte heute einer jener schönen Sommerabende, an welchen die Natur wie aus einem Schlaf erwacht, aber sich gleichsam nur leise zu athmen getraut; an welchen es den Menschen zwischen den Häusern zu eng wird; wo er hinaus eilt mit einer Brust voll Gefühle, groß genug, um die ganze Welt zu umarmen. Es war an einem solchen Abend, daß wir die schönen Umgebungen Nancy's und auch den Ort besuchten, wo Carl der Kühne fiel; Carl, dessen Muth, dessen Macht erst an der herzlosen Politik Louis XI. und an der Tapferkeit der Schweizer scheiterte, dann endlich vor den Mauern Nancy's sein Grab fand. Die Stelle, welche früher durch Moräste unzugänglich war, ist jetzt von Wiesen und Gärten umgeben, welche sich zwischen den Vorstädten hin erstrecken. Das steinerne Kreuz, was

Nené II. zum Andenken an den Sieg errichten ließ, stand lange auf jenem Ort; aber die Zeit hat es zerstört, und man hat später an dessen Stelle eine Säule auf einem hohen Piedestal errichtet, auf welcher das doppelte burgundische Kreuz angebracht ist.

Man hat seit einigen Jahren in Nancy eine *école forestière* im Sinn der deutschen Forstacademien errichtet. Frankreich verdankt sie der Einsicht Louis Philipps. Ueberhaupt fängt man jetzt in Frankreich an, sein großes Nachbarland besser zu studiren und vielleicht einzusehen, daß man in Deutschland eine Menge Dinge mit Ernst und wissenschaftlich betreibt, welche in den meisten andern Ländern nach den Grundsätzen eines rohen Empirismus ausgeübt werden. Kommt man einmal hinter die Wahrheit, daß der Mensch ohne Vorerziehung, ohne erudirt, im Sinne der Alten, zu seyn, keine Kunst oder Wissenschaft von der ästhetischen Seite auffassen lernen wird, so haben wir viel gewonnen, und nichts für den Verfall derselben zu befürchten. Die Franzosen fangen auch an Deutsch zu lesen. Viele lesen selbst in Kant und Hegel und sprechen auch von Schiller und Goethe; dieß ist schon viel. Weiß man ein Mal, daß solche Leute in der Welt waren, und fühlt man einen gewissen Drang, sich mit denselben

bekannt zu machen, so kann man in zwanzig Jahren viel thun. Es giebt ja schon Franzosen, die Shakespear verstehen, wer weiß, ob nicht auch Schiller einen würdigen Dolmetscher finden wird! Widersezt sich dann nicht vielleicht eine gewisse Nationaleitelkeit, so ist alles überwunden, und man wird sein Eigenlob mit etwas mehr Bescheidenheit und rücksichtswaise singen.

Strassburg.

Als wir Nancy im Rücken hatten, erblickten wir, zum ersten Mal auf unserer Reise, Gebirge: die Vogesen. Der Boden wird, je mehr man sich demselben nähert, fruchtbarer, und verliert die weißliche Farbe, welche er auf unserer ganzen Reise in Frankreich zeigte. Man hört nun von Zeit zu Zeit auf den Dörfern deutsch sprechen, was im Elsassischen die Landessprache wird, obgleich die meisten Bewohner fast mit gleicher Fertigkeit des Französischen sich bedienen, da beide Sprachen auf den Schulen gelehrt werden. Nur den südlichsten Theil des Elsassischen bewohnen fast lauter Franzosen; im übrigen größten Theil sind die Bewohner Deutsche, welche, obgleich viele Franzosen unter denselben zerstreut leben und sie

einige fremde Sitten angenommen haben, dennoch die dem Deutschen eigenthümliche Gemüthlichkeit nicht verleugnen können. Die reizende Landschaft, welche sich dem Auge entfaltet, wenn man bei Savern die Vogesen übersteigt, sahen wir in einer schönen Vollmondsnacht, aber natürlich sehr beschränkt; desto mehr genossen wir die Scenen, welche uns näher umgaben, und welche die reizenden, engen Thäler, durch die der Weg uns führte, hinlänglich darboten.

Man muß den Münster in Straßburg sehen, um eine Idee von der Größe des Eindrucks zu haben, welchen ein gothisches Gebäude hervorbringen kann. Es scheint, als hätte sich der Mensch in seinem Uebermuth bis zum Himmel schwingen wollen; dennoch reichte weder die Welt von Armen, welche er in Bewegung setzte, weder Frohndienste, noch Ablässe, noch das Beispiel der Heiligen selbst zu, das kühne Riesenwerk zu vollenden, und der staunenden Welt zu zeigen, wie mächtig der Gott war, dem man eine solche Wohnung erbaute. Was mußte der Mensch von sich selbst; was mußte er von sich, im Verhältniß zur Mitwelt denken; mit welchen Augen muß er sie gemessen haben, um nur einen solchen Plan aufzufassen! Seine Werke stehen noch, aber die Macht, welche sie schuf, ist zertrümmert, und beseelte die

jetzige Welt nicht ein höheres rein menschliches Interesse, so würde ihr Andenken kaum hinreichen, jene Zeugen einer nichtigen Größe einem frühen Verfall zu entreißen. — Hat man die Kühnheit des Gedankens angeschaut, der einen solchen Plan auffassen konnte, so erstaunt man aufs Neue über die bewunderungswürdige Eleganz und Zartheit, mit welcher die unzähligen Verzierungen ausgeführt sind. Tritt man in den colossalen Raum des Innern, in ein heiliges Halbdunkel, geblendet vom bunten Farbenspiel der vielfach gebrochenen Sonnenstrahlen, was auf den weißen Säulen, die einst mit Gold verziert waren, unstät herumzittert; so begreift man, wie der Gläubige hier durch dieselbe unsichtbare Gewalt getroffen wurde, die den Griechen niederwarf, wenn man den Vorhang vom phidischen Jupiter wegzog. — Aber leider verliert das Ganze von seinem Effect, wenn man es in den einzelnen Theilen kennen gelernt hat; es wird verunstaltet durch die Kapellen, welche theils im griechischen oder eigentlich in gar keinem Styl erbaut sind, und goldne und purpurne Heiligenpuppen befaßen. Das Thor selbst, im byzantinischen Styl, ist vor ungefähr 80 Jahren neu verziert, und zwar in dem damals herrschenden Schnörkelgeschmack. Aber auch das Aeußere würde einen ganz andern Ein-

druck machen, wenn es vollkommen fertig geworden wäre, wenn nur wenigstens ein Thurm von den zweien vollendet wäre. Nur wenn man die pyramidenförmige Spitze, deren viele Verzierungen höchst unangenehm stören, wegnähme, und ungefähr 200 Fuß hoch, stufenweise abnehmend, wieder darauf baute, würde man das Princip der gothischen Bauart zeigen, welches darin besteht, die Grundform in allen Theilen verjüngt zu wiederholen; daher stellt auch jeder Theil die Form des Ganzen dar, und daher sieht man leicht, daß das Ganze unvollkommen vollendet ist.

Jedermann hat von der reizenden Aussicht sprechen gehört, welche man von der Terrasse des Münsters genießt. Die Mauern des Gebäudes sind hier mit unzähligen Namen großer und kleiner Männer bedeckt, welche den Münster bestiegen; der Thurmwächter wollte uns durchaus bereden die kleine Summe daran zu wenden, um auch unsre Namen verewigen zu lassen.

Es wird wohl niemand Straßburg verlassen, ohne dem Andenken des großen Marschalls von Sachsen einige Augenblicke geweiht zu haben; nicht bloß weil er groß als Krieger, sondern weil er groß als Mensch war; der Deutsche selbst muß ihm vergeben, daß er gegen sein Vaterland stritt, denn ihn beseelte nur Liebe zu seiner Kunst und nicht Leidenschaft, wie einst

einen Coriolan, Carl von Bourbon, Eugen oder Moreau.

Baden ist nicht nur ein schönes, sondern auch ein glückliches Ländchen; es bietet das seltne Schauspiel eines Volkes dar, das seinen Fürsten liebt und von seinem Fürsten geliebt wird. Man lebt hier sehr wohlfeil, denn die Einfuhrsrechte sind sehr gering, oder wie die Begegelder ganz aufgehoben. Trotz der Nähe Frankreichs hat hier der Einwohner jene Gemüthlichkeit behalten, welche immer auf den Zustand einer primitiven Unverdorbenheit hindeutet, welche dem Menschen selbst einen höhern moralischen Werth giebt; jenes kindlich fromme Gemüth, dem Deutschen überhaupt eigen, was sich nur in der heitern glücklichen Welt gefällt, die es sich selbst schafft, und die das Ideal der Vollkommenheit seyn würde, wenn sie nur wirklich wäre.

Wer nach Karlsruhe kommt, vergesse doch ja nicht die Gemälde-Sammlung zu besuchen; sie ist klein, hat aber den großen Vorzug, daß fast alle Stücke, welche sie enthält, ausgezeichnete Stücke und Originale sind. Der Bewunderer der niederländischen Schule wird hier reichen Stoff zur Unterhaltung und zum Studium finden. Auch die wenigen Sachen von lebenden deutschen Künstlern sind ausgezeichnet; es wird

hinreichen einen Kunz und Frommet zu nennen, der die südliche Natur mit ihrer eigenthümlichen Gluth wieder zu geben weiß, und der so große Ansprüche auf den Dank des deutschen Publikums hat.

In der Mannheimer Galerie befinden sich ebenfalls mehrere sehr ausgezeichnete Gemälde, wie z. B. ein unaussprechlich schönes Seegeſicht vom alten Vernet; eine nicht minder ſchöne Landſchaft von Everdingen, das Portrait von Rubens zweiter Frau, mit kühnem Meiſterpinſel hingeworfen, ein ſchlafendes Kind von Albano, ein ſchöner Bouverman, ein wahrhaft meiſterliches Thierſtück von Kunz, was den beſten Producten des großen Holländers, deſſen Schule er verräth, und den er ſich zum Vorbild nahm, würdig zur Seite ſteht; endlich mehrere ausgezeichnete Stücke aus der niederländiſchen Schule, worunter beſonders die Hochzeit von Teniers auffällt. ic. Aber ohne Zweifel ſind ein ziemlicher Theil dieſer Stücke nur Nachbildungen, welche mit den vielen mittelmäßigen Gemälden der Galerie den Werth der übrigen verdunkeln; denn es gehört viel Uebung dazu, das Wahre vom Falschen zu unterſcheiden. Herr Artaria beſitzt unter mehreren andern ausgezeichneten Gemälden einige vortreffliche Stücke von Weller, der Scenen aus dem italieniſchen Volks-

leben mit Adel und Wahrheit wiedergiebt. — Die neue deutsche Schule besitzt eine große Anzahl ausgezeichnete Meister, aber sie sind im Ausland wenig oder nicht bekannt; dagegen freute es mich, daß unsere großen Meister, wie Schotel, Schelfhout, Koekeck ic., hier vollkommene Anerkennung ihrer Verdienste finden.

Das Heidelberger Schloß wurde lange Zeit als Monument gering geschätzt; später lernte man es schätzen; jetzt überschätzt man es. Es ist schwer, unter den imposanten Ruinen, die der Zeit, der rohen Gewalt des Menschen, und den Elementen trotzen, umringt von einer bezaubernden Natur, kalt zu bleiben. Wehe dem, der sie sehen kann und nicht begeistert wird; er ist ein Gefühlloser oder Unwissender. Wer sich aber zum Führer der andern aufwirft, soll den Kopf über das Gefühl herrschen lassen, und als Lehrender von der Sache und nicht von sich selbst sprechen. Einzelne Theile des Schlosses und vorzüglich die Sculpturen am Palast des Prinzen Otto Heinrich sind vortrefflich; aber das Ganze bietet einen Haufen unregelmäßiger Gebäude dar, welche mehr geschichtlichen als Kunstwerth haben.

War der bisherige Weg durch das fruchtbare Rheinthal, was in weiter Entfernung durch die pa-

rallenen Hügelfetten der Bogesen und des Schwarzwaldes begrenzt wurde, schön, so wird es noch schöner, wenn man sich den Hügeln selbst nähert, und an dem Fuß des Odenwaldes hin über die sogenannte Bergstraße fährt; wahre Naturschönheiten kann man aber erst genießen, wenn man Absteher in die naheliegenden Thäler macht.

Carlsruhe, Mannheim und der neue Theil von Darmstadt gehören unter die symmetrisch schönen Städte. In Carlsruhe bestimmen Strahlen und Bogenlinien die Häuserhaufen; in Mannheim sind diese Häuserhaufen Parallelogramme, welche durch die im rechten Winkel sich schneidenden Straßen entstehen; in Darmstadt endlich stehen die Häuser auf den langen breiten Zeilen, die ihre Basis am Schloß haben, frei und allein. Diese Städte sind schön; aber sie sind nur relativ schön; gerade in entgegengesetzter Hinsicht schön, als es Paris war. Allzugroße Symmetrie bringt nothwendig den Eindruck der Einförmigkeit hervor; legt man breite Straßen an, so sollte man auch Häuser aufführen, welche mit jenen im Verhältniß ständen; dadurch würde nicht allein dem großen Uebelstand in den Verhältnissen abgeholfen, sondern zugleich auch die Menschenmenge zusammengedrängt werden, die jetzt auf den öden Gassen zer-

streut ist, auf welchen die Elemente unbeschränkt herrschen.

In der Darmstädter Gemäldesammlung befinden sich mehrere sehr ausgezeichnete Stücke, von denen vorzüglich ein Satyrnuzug von Rubens, eine Venus von Titian, und mehrere andre sehenswerth sind. Die Sammlung ist gut geordnet und in verschiedenen Sälen nach den Schulen aufgestellt, und es wäre zu wünschen, daß jeder Galleriedirector Cataloge publicirte, wie es der verstorbene Müller für diese Sammlung gethan hat. Den Naturforscher, den Philosophen und überhaupt jeden, dem es um die höhere Kenntniß unsers Planeten zu thun ist, wird die kleine, aber ausgezeichnete Sammlung fossiler Knochen interessiren, welche ebenfalls im Schloß aufgestellt ist; sie enthält Stücke, welche unstreitig zu den merkwürdigsten gehören, die bis jetzt im Schooße der Erde gefunden wurden.

Das Panorama von Frankfurt und dem Mainthal, von den Hügeln auf der Südseite gesehen, ist äußerst reizend. Die Menge alter Häuser verschwindet vor der Pracht der neuen Gebäude, welche vorzüglich an den Außenseiten errichtet werden, und sich als geschmackvolle Landhäuser zwischen schönen Gartenanlagen in weiter Entfernung an den Ufern des

Mains dahinstrecken, während sich in den meisten Hauptstädten alles nach dem Mittelpunkt drängt, scheint man denselben hier im Gegentheil zu fliehen.

Es wird einem recht wohl, wenn man, aus Frankreich kommend, ein deutsches Theater betritt. Jeder Zuschauer zeigt tiefes Interesse am Stück; daher herrscht auch die größte Aufmerksamkeit, und als nothwendige Folge eine höchst wohlthätige Stille. Ueberall fand ich die Orchester verhältnißmäßig gut und mit wackern Künstlern besetzt; man giebt die Stücke, so wie sie der Künstler dachte, aber nicht wie es das Volk will, und hätte man etwas auszusuchen, so wäre es bloß in der Wahl der Stücke selbst. Leider läßt sich dasselbe nicht vom deutschen Schauspiel sagen, wenn es nämlich erlaubt ist, nach dem wenigen, was ich sah, zu urtheilen. Vielleicht stehen mir die genialen Vorstellungen, wie *Year von Anshuk*, mit denen ich vor 10 Jahren von Deutschland Abschied nahm, noch zu lebhaft vor dem Geiste; vielleicht haben mich die englischen Schauspieler verwöhnt; aber mir scheint, daß das deutsche Schauspiel sehr gesunken ist; dem Fremden muß eine gewisse Affectation im Handeln und vorzüglich in der Sprache auffallen, die allen Effect zerstört; sie ist die natürliche Folge der Umstände. Jeder der zahlreichen Stämme, aus

welchen das große deutsche Volk zusammengesetzt ist, spricht seinen eigenen Dialekt (oft ein wahres Patois); Dialekte, welche alle mehr oder weniger von der Schriftsprache entfernt sind; die Schriftsprache wird daher immer aus einem solchen Mund gezwungen klingen, und eben so unerreichbar seyn, als der gute Ton in Gesellschaft, wenn man zu Hause schlechte Gewohnheiten angenommen hat, oder wenn sie überhaupt nicht zur andern Natur geworden sind. Die deutschen Theater haben mehrere gute Eigenschaften, sie sind nicht theuer, nicht lang, und man kann immer und zu jeder Zeit Platz bekommen

Anfang Juli.

Als wir Frankfurt verlassen und Mainz erreicht hatten, verschlang auch uns, wie so viele andre Reisende, das oft besuchte Rheinthal; und wie sich der Bergbewohner mit klopfendem Herzen seinen Alpen nähert, so begrüßten wir froh die Wiesen und Moräste des alten Hollands wieder, die, bei aller ihrer Einförmigkeit, auch ihre Reize haben und so Manchem lieb und theuer geworden sind.

In demselben Verlage sind erschienen:

- André, La Roche St. Eine Nacht von 1793. Wahre Geschichte aus den Zeiten der ersten franz. Revolution. Freinach dem Franz. 8. brosch. 1835. 1 Thlr. 12 Gr.
- Boas, Ed., Reiseblüthen aus der Sternenwelt und Mondnovelle. 1836. 1 Thlr. 6 Gr.
- Reiseblüthen aus der Unterwelt. 1836. 2 Bde. 2 Thlr. — Gr.
- Briefe aus Amerika von deutschen Auswanderern dahin. Eine Schrift zur Belehrung über die wahren Verhältnisse der deutschen Einwanderer in den vereinigten Staaten, nebst Vorsichtsmaßregeln und auf Erfahrung gegründeten Rathschlägen. 1 Thlr. 6 Gr.
- David, Jul. A., Lucian Spalma. Roman aus der Gegenwart. Aus dem Franz. 2 Bde. brosch. 1835. 2 Thlr. — Gr.
- Ducange, Victor, Schloß Teufelslager, oder Jean Pohl und Isaurine. Roman aus dem Franz. von L. v. Alvensleben. 1836. 2 Bde. 8. 2 Thlr. — Gr.
- Freygang, W. v., Harzbilder. Romantische Darstellungen und Schilderungen des Harzes. 8. brosch. — Thlr. 18 Gr.
- Gleich, Dr. Fr. Der Eremit f. 1836. Blätter für öffentliches Leben und Wirken. 11r Jahrgang. gr. 4. 5 Thlr. — Gr.
- Der Eremit f. 1837. Blätter für öffentliches Leben und Wirken. 12r Jahrgang. gr. 4. 6 Thlr. — Gr.
- Vorher, Während, Seitdem. Zeit- (Charakter-) Bilder von 1790—1830. Ein histor. Roman, 3 Bde. 8. brosch. F. Berlin 1834. 2 Thlr. — Gr.
- Godwin, W., die Waisen von Unvalden. Roman aus dem Englischen. 1836. 2 Bde. 3 Thlr. — Gr.
- Hausarzt, der beste und wohlfeilste für Stadt und Land, eine Reihe sympathetischer Mittel für Gicht, Kopfschmerz, Zahnschmerzen und eine Menge anderer Uebel. 1836. — Thlr. 6 Gr.
- Hoffmann, Dr. F. D., Eduard und Julie, oder der Sieg der Erkenntniß. Roman in 2 Bdn. 8. 1836. 2 Thlr. 12 Gr.
- Jacob, G., Hauptmann in H. G. Diensten, Geschichte der Feldzüge der Gotha-Altenburg. Krieger in den Jahren 1807—1815. 1. Bd. in 4 Lieferungen. 8. brosch. 1835. 1 Thlr. 12 Gr.

- Janinský, Ed., Die Rose und der Drache. Dramatisches Märchen in drei Abtheilungen nebst Prolog. 8. Velin. 8. brosch. 1835. — Thlr. 18 Gr.
- Lorenz, Wilhelmine, Elisabeth Tarakanow, die Kaisertochter. Histor. Roman aus der neuern Zeit. 8. 8. Velin. brosch. 1835. 1 Thlr. 8 Gr.
- Die Griechenkinder. Eine Erzählung für die Jugend 8. cartonirt in farbigem Umschlag, — Thlr. 12 Gr.
- Nothwendige Beleuchtung der Krugschen Schrift: „Rehtes Wort über die polnische Sache.“ 8. brosch. 1832. — Thlr. 4 Gr.
- Pellico, Silvio, Barante und De***, Piemontesische Novellen. Aus dem Italienischen von Ed. Schmidt. 8. brosch. 8. Velin. 1835. 1 Thlr. — Gr.
- Schicksale, die, Polens unter russ. Oberherrschaft. 8. geh. 1831. — Thlr 3 Gr.
- Trevelyan, ober die natürliche Tochter. Ein Roman von der Verfasserin von „A Marriage in high Life.“ Frei nach dem Englischen von E. v. Alvensleben. 2 Bde. 8. 8. Velin. brosch. 1835. 3 Thlr. — Gr.
- Trum, Dr. L., Noth- und Hülfsbüchlein zur Pflege kranker und gesunder Augen. Vierte, mit einem Nachwort vermehrte Auflage. 8. brosch. 1836. — Thlr. 6 Gr.
- Ueber Eisenbahnen und deren Credit. 1836. — Thlr. 6 Gr.
- Reisefrüchte, gesammelt auf der Wanderung in eine Jacototschule, in verschiedenen süddeutschen und süd-schweizerischen Volksschulen und Erziehungsanstalten; zunächst den hohen und höchsten Cultbehörden des Herzogthums Altenburg auf hohen Befehl berichtet vorgelegt, sodann aber mit einigen Zusätzen allen Freunden des Erziehungs- und Unterrichtswesens mitgetheilt von Bernhard Lützelberger, Collaborator an der Bürgerschule zu Altenburg. 1837. brosch. gr. 8. 1 Thlr. 6 Gr.
- Ueber die Natur, Erkenntniß, Mittel, Vorbauung und Heilart der Scropheln und des Kropfes mit besonderer Hinsicht auf die Krankheiten des Drüsensystems im Allgemeinen, bearbeitet von Dr. med. E. B. Dietrich. 1837. 8. brosch. Preis 6 Gr.

